

Berliner Festspiele



*als würden
sich die
Worte
drehen durch
Schneckenhäuser.*

Anthologie

36. Treffen junger Autor*innen 2021

Bundeswettbewerbe der Berliner Festspiele

© Berliner Festspiele / Treffen junger Autor*innen
Alle Rechte der einzelnen Beiträge liegen bei den Autor*innen.
Lektorat Lyrik: Daniela Seel
Lektorat Prosa: Manuel Niedermeier
Redaktion: Rebecca Freiwald, Renate Kligge
Grafik & Satz: Christine Berkenhoff
Visuelles Konzept & Design: Ta-Trung, Berlin
Bildmotiv Cover: Cecily Ogunjobi
Druck: Elbe Druckerei Wittenberg GmbH
ISBN: 978-3-9817780-6-9

Ermöglicht durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung.
Informationen zum Treffen junger Autor*innen unter
berlinerfestspiele.de/bundeswettbewerb

*als würden sich die Worte
drehen durch Schneckenhäuser.*

36. Treffen junger Autor*innen 2021

Herausgegeben von:
Bundeswettbewerbe der Berliner Festspiele /
Treffen junger Autor*innen

Editorial

Härte und Verletzlichkeit

9

I. Ein bisschen Rache muss sein

Sven Beck	<i>Großeltern</i>	13
Anna Pilar von Pilchau	<i>stimmbruch</i>	16
Helen Gierhake	<i>Look, Mom, I'm a poet now!</i>	23
	<i>Wilde Blumen</i>	24
	<i>Exhibition</i>	26
	<i>Rätsel des Tages</i>	27
	<i>Mittsommertagskodex</i>	28
	<i>Chamäleonmädchen</i>	29

II. Liebe aus der schiefen Stadt die Sonne scheint uns geht es gut besucht uns doch bald sind wir tot

Anna Bauer	<i>Es war einmal Wolf.</i>	33
Ada Charlotte Kilfitt	<i>Paul Kaiser</i>	38
Diana Röthlinger	<i>Anthropozän:</i>	40
	<i>Baustelle_Adoleszenz</i>	42
	<i>Dispersion im Takt des Tangos</i>	44
	<i>Stahlwerksinfonie</i>	45
Mira Elisabeth Bastrop	<i>10 Gedichte</i>	47

III. und das synonym von durchgangsstaat ist: leben

Nora Antonic	<i>Verrückt, der Boden</i>	60
Berfin Sönmez	<i>Wohin mit dem Kram</i>	62
	<i>YANDE TRÄUMT</i>	63
	<i>Der Weberknecht</i>	65
Sophie Schollek	<i>LYRIK UND DIE SANFTE WUT</i>	66
	<i>gross</i>	67
	<i>milchzähne</i>	68
	<i>salz</i>	69
	<i>aussen</i>	71
	<i>mittlerweile</i>	72
	<i>prisma</i>	73
	<i>irgendwann</i>	74
Kathrin Thenhausen	<i>Buchstabensuppe</i>	75
	<i>nur durchreisende in der dürre</i>	80
	<i>abends ertrinkt meine zunge in schweigen</i>	81
	<i>Zeitlosigkeit</i>	82
	<i>Bahnhof, 18 Uhr</i>	83

IV. wenn ich mich nach stimmen sehne, wähle ich die nummer des firmensupports

Miriam Radlinger	<i>Das Apothekenkreuz</i>	87
	<i>Der Waagen-Skandal</i>	89
Rosa Engelhardt	<i>stalagmiten</i>	91
	<i>sättigung</i>	93
Julian Sebastian Fröhling	<i>Bauernkind</i>	96
	<i>Der alte Mann</i>	97
	<i>Überbleibsel</i>	98
	<i>In einer leeren Stadt</i>	99
	<i>Das Telefonat</i>	100
	<i>Die Intellektuellen</i>	101
	<i>Eilende Gedanken</i>	102
	<i>Vor russischen Türen</i>	103
	<i>Vater und Tante</i>	104
	<i>Gelbe Regenjacken</i>	105

V. **Sie sagte: Oh, der Trübsinn ist ja schon zwei Meter weiter vorne** ———

Ruta Dreyer	<i>Freier Fall</i>	109
	<i>Miami</i>	112
	<i>spieglein spieglein an der wand</i>	114
Fanny Walger	<i>Eddingstriche</i>	115
	<i>Schummerlicht</i>	116
	<i>Sonett in Nataschas Handschrift</i>	117
	<i>Letzte Male und Restnikotin</i>	118
	<i>Herbst</i>	119
	<i>Bushaltestelle in spe</i>	120
	<i>Lukas' Gedicht</i>	121
Katharina Heinrichs	<i>Sommertagsausflug (Auszug)</i>	122

VI. **als brauche die Wahrheit Zeit, sich zu entfalten** —————

Anne Luise Rupp	<i>Unter dem Walnussbaum</i>	132
Finn Tubbe	<i>Tapetenriss</i>	137
Lilli Nawar	<i>Taubenlaichen</i>	145

Vitae der Preisträger*innen	151
Anthologien 2020–1986	161
Veranstalter, Jury, Kuratorium	164

Alles ist schon vorgelebt, voll gelegt.

Berfin Sönmez, „Wohin mit dem Kram“

Ich breche meine Stimme in Stücke, die ihr schlucken könnt.

Anna Pilar von Pilchau, „stimbruch“

Dann ist der Mensch nur eine Idee ...

Diana Röthlinger, „Anthropozän“

In dem Moment war das hier alles auf der Welt, auf der Erde.
Die bewegte sich ohne uns sowieso nicht.

Katharina Heinrichs, „Ein Sommertagsausflug“

Editorial

Härte und Verletzlichkeit

Liebe Leser*innen,

in Gedichten, Erzählungen, Prosa und fragmentarischen Texten fassen die jungen Autor*innen die Welt(en) um sich herum, und sich selbst in ihnen. Sie bewegen sich durch urbane und ursprüngliche Landschaften mit einem besonderen Blick für Details, legen kleinste Erlebniswelten unter das Brennglas und sezieren sie. In ihren Texten verhandeln sie den eigenen Körper und das Recht auf Selbstbestimmung, Familiengeschichten, Freundschaften, Einsamkeit, Gefühle des Verlorenseins in der Welt, Ausbruchsfantasien aus beschränkten Lebensrahmen, oder ersinnen mit ungewöhnlichen Perspektiven parallele (Flucht-)Welten. Ihre Arbeiten verfügen über eine sehr moderne urbane Qualität, eine Mischung aus Härte und Verletzlichkeit, vielfach mit fragmentarischem Charakter, die so auch formal das Gebrochene ausdrücken. Durch ungewöhnliche Perspektiven beginnen reale Welten zu schweben und in das Absurde abzuwandern. Ebenso dienen traditionelle Erzählformen, wie zum Beispiel das Märchen, als Unterlage zur Schilderung gegenwärtiger Begebenheiten.

Wir bedanken uns herzlich bei den zwanzig 11 bis 22 Jahre alten Preisträger*innen, die am 36. Treffen junger Autor*innen teilgenommen haben. Besonders gefreut hat uns zudem, dass wir die Teilnehmenden nach der digitalen Ausgabe im Jahr 2020 in diesem Jahr endlich wieder analog in Berlin begrüßen konnten. Darüber hinaus danken wir dem Jugendkulturzentrum „Die Weiße Rose“, das ihnen Räume und Bühne geöffnet hat, für seine Gastfreundschaft.

Mein besonderer Dank gilt der Jury, die sich erneut mit viel Engagement und Neugier auf die Suche nach besonderen und feinsinnigen Texten begeben hat, dem Kuratorium für seine Unterstützung und dem Bundesministerium für Bildung und Forschung für die langjährige Förderung der vier Bundeswettbewerbe der Berliner Festspiele.

Viel Freude bei Ihrer Reise durch die Gedanken und Welten der diesjährigen Preisträger*innen wünscht

Susanne Chrudina

Leiterin der Bundeswettbewerbe der Berliner Festspiele

I.

Ein bisschen Rache muss sein

Sven Beck

Großeltern

Noch bevor ich meine Schuhe ausziehe, entschuldigt sich meine Oma für meinen Opa. Sie sagt, er sei neben der Spur. Beide riechen nach Rauch. Sie mehr als er. Ob ich schon geimpft sei. Sie auf jeden Fall, also dann, eine Umarmung. Ihre Locken gelblich vom Nikotin, ihr Gesicht in tausend Falten, Zähne lächeln weiß.

Was für ein grässliches Wetter, das ist doch kein Mai, sagt meine Oma. Nein, das ist Aprilwetter, sage ich.

Mal Regen, dann Sonne, sagt meine Oma, sowas.

Ja, sage ich, da hat man gerade den Schirm im Rucksack, holt man ihn wieder raus. Wirklich.

Opa in der Küchennische. Vor ihm eine Zeitung, die er nicht lesen kann. Er starrt in meine Richtung, starrt nur hindurch, nicht nur durch mich, nein, einfach durch alles hindurch, als wäre da nichts, gar nichts. Geduld, sagt mein Bauch meinem Kopf und ich setze mich. Oma hat im Wohnzimmer schon den Kaffeetisch gedeckt, der ist jetzt heiß, gerade gekocht und die Torte, Erdbeere mit Sahne.

Sie schimpft immer mit mir, sagt Opa.

Kannst du das verstehen, sagt er, dass ich jetzt noch kurz was fertig machen muss, bevor wir uns unterhalten. Um dann mehr bei dir zu sein. Wir haben alle Zeit der Welt, sage ich. Es ist 16:34 Uhr, um 19 Uhr habe ich mich mit Freunden in der Stadt verabredet, eine halbstündige S-Bahnfahrt entfernt. Zum Bahnhof ein schneller Fußweg durchs Niemandsland Dietzenbach, wenn man richtig läuft. Wir haben alle Zeit der Welt, Opa. Danke.

Oma hat nicht alle Zeit der Welt, sie will mich ins Wohnzimmer locken, mich mit Torten füttern, mich in schwarzem Kaffee mit Zucker ertränken. Opas faltige Finger auf dem Dunkelholz sausen von hier nach dort, er bewegt mit seiner rechten Hand eine nicht vorhandene Computermaus und seine Lider zucken vor den Augen.

Noch zwei Mails abschicken, sagt mein Opa.

Die Rentner-Zombies der Technik.

Wahnvorstellungen, sagt meine Oma.

Wie das wohl sein wird, wenn wir mal alt sind. Ich stelle mir demente Tagträume von Instagram-Likes und Follower-Zahlen vor. Schick die Mails ruhig noch ab, Opa. Ich bin nebenan.

Oma schüttet mir eifrig Kaffee in die Tasse, wach wie eine Weltmeisterin, und ich schaufle drei Erdbeertortenstücke binnen vier Minuten in mich hinein.

Und jetzt erzähl doch mal, wie ist es in Wien, bist du schon Österreicher geworden, sagt meine Oma.

Ja Oma, ich bin jetzt Österreicher, schmettere jedem auf der Straße ein fröhliches *Servus* entgegen und wünsche völlig fremden Leuten ständig *Mahlzeit*. Aber mehr auch nicht. Ach so. Ich soll dir sagen, der Armin bekommt jetzt ein Kind.

Armin?

Mein Großcousin.

Du hast einen Großcousin?

Der, der so viel Geld hat.

Aaach, der Armin! Ja, sag mal, wieso weißt du das denn und ich nicht?

Ich soll es dir von Mama ausrichten.

Wieso weiß die Mama das und ich nicht?!

Knallende Regentropfen. Wir sehen zur Terrasse raus. Würde es jetzt nicht schütten, sagt sie, würde sie mir den Kirschbaum zeigen, der wird heftig tragen diesen Sommer, da sind schon hunderte, nein, tausende kleine grüne Kirschen dran. Ich nicke, trinke meine Tasse aus, schütte mir nach. Ihre Lieblingspflanzen seien aber Flieder. Die, die dort stehen, hinter dem Gestrüpp links, die blühen in so einer schönen Farbe. Das einzig blöde daran ist, dass die Blütezeit so kurz ist. Was haben wir jetzt? Mai? Wahrscheinlich dann in ein paar Wochen wieder alles Grün.

Und der Rasen ist mittlerweile völlig aus der Bahn. Sie sieht mich entschuldigend an, man schafft nun mal nicht mehr alles, wenn man plötzlich auf sich allein gestellt ist. Augenbrauenheber Richtung Küche nebenan. Opa, der fahrig an den Tisch kommt. Meine dritte Tasse Kaffee, ein bisschen ist noch drin in der großen Kanne.

Mich macht das ja nicht schlaflos, lächelt Oma, ich bin jung.

Und wie geht's dir, fragt Opa.

Gut, sage ich, den Gegenfragimpuls unterdrückend.

Ich bin leider ein bisschen durch den Wind, sagt Opa.

Ja, sage ich.

Seit der Operation vor zwei Jahren ist das jetzt so, sagt Opa.

Stimmt, sage ich.

Ein bisschen Kaffee ist noch da, ich schenke mir eine vierte Tasse halbvoll, fülle nach mit Milch. Besorgt bin ich, weil mein Herz nicht schneller schlägt, weil ich nicht aus der Ruhe gebracht werde, trotz Überdosis.

Ich müsste bald den Zug nehmen, sage ich.

Wir begleiten dich, sagt Opa.

Das kann der Opa gar nicht, sagt Oma.

Opa steht auf. Ich gehe hinterher. Wir können ja mal schauen, sage ich. Wahrscheinlich müssen wir dann abrechen, sagt Oma, richtig laufen kann er nicht.

Opa hat den Mantel schon angezogen. Er läuft die Straßen voraus. Es nieselt noch.

Nachmittagsgrau.

Spazieren geht bei ihm gar nicht mehr wirklich, sagt Oma, und währenddessen spurtet Opa konzentriert voran, den Seniorenblick nach vorne gebeugt. Wir laufen angestrengt hinterher.

Toll, dass du noch so schnell gehen kannst, sage ich zu Opa. Er nickt am Bahnhof. Oma umarmt mich. Sie sagt, ich soll mich wieder blicken lassen. Tut mir leid nochmal, wegen Opa.

Anna Pilar von Pilchau

stimmbruch

6.45

also ich geh unsre treppe runter 32 stufen von denen nehm ich einmal
zwei auf einmal
im ersten stock liegt die deko der woche
buntglas diesmal
grünglas
glitzert schön also tret ich nicht drauf
letzter schluck vom inhalt glasiert den ganzen boden

9.06

würd mich ja vorstellen aber ich darf keinen namen haben
würd mir vorstellen dass es nicht zum image passt das image ist hier
hipsterabzocke einmachgläser kaffee ohne sachen die sonst auch nicht
da reinkommen für viereurofünfzig und wlan natürlich wens mal funk-
tioniert no promises seit wann hält sich so ein laden in meiner gegend oh
gott gentrifizierung
ich kann nur zwei teller gleichzeitig tragen ok das ist nicht mein haupt-
beruf das ist kein klassenraum

12.49

er sagt lächle für mich und sie sagt
schlucks runter
warum reden die mit mir
folgendes:
seit ich denke hab ich ein problem mit dem schlucken hab angst davor
weil ich denke
ich denke dass ich ersticke
nicht immer
manchmal
wenn ich dran denke
die pille schickt meinen puls in die höhe jeden nachmittag und wenn
jedes herz nur nen vorrat von schlägen hat dann hat kindernichtwunsch
mich schon hunderte gekostet
jetzt hör ich damit auf weil wieso und außerdem

ich lerns nicht
schluckschwierigkeiten bei jungen damen und hübschen ladies und dum-
men bitches
sind symptome von einundzwanzigstesjahrhunderthatdichnochnicht-
genuggefickt
spül nach mit trinkgeld spül nach mit guten noten für das stille liebe
mädchen das sich so gut integriert hat spül nach mit strahlenden tanten
wenn ich katholisch heiraten kann einen mann spül nach mit applaus für
diesen stil der so echt ist unangepasst spül nach mit dingen die du so
sehr liebst dass du sie hasst

13.36

beim pausensupermarktbörek erzählt sie als wärs ne charmante story
und ich talkshowhost
warum redet die mit mir darüber
sie sagt sie wollte nicht schlucken aber was solls er wollte unbedingt
und irgendwie wollte sie nicht bitchig sein weil er mit ihr die besoffene
schwester aus dem keller auf die couch geschleppt hat
die halbe u8 lang ja
sie musste nicht alleine fahren um vier
also wollte sie nicht nicht nett sein
mit besoffener schwester direkt daneben mann? sage ich weil ich ihre
schwester nicht kenne sie ist nicht wirklich ihre schwester das weiß ich
aber irgendwie schon und irgendwie sagt ihr ton dass sie es nicht ernst
nehmen wird sonst wird es todernst und vielleicht hat sie jetzt auch
schluckschwierigkeiten
ja aber sie hat den miesesten filmriss sagt sie
ach na dann ist ja gut sage ich nicht
haha kinky sage ich nicht
wie gehts dir jetzt damit sage ich und fühle mich vierzig jahre zu alt und
vierzig jahre zu jung und wie ein schlechter psychodoktor im fernsehen
der dem harten cop dumme fragen stellt
weil was weiß ich schon
sie sagt also schlecht war er schon aber typ halt ne

ich mhmm zustimmend
warum reden die nicht darüber

16.31

ok ganz kurz
ganz kurz heimweg über alex und so ein typ stellt sich mir voll in den weg
und
weiß du was egal weil irgendwo schwimmen wieder städte zwischen
brennenden wäldern

18.13

mehrheitsgesellschaft begrenzt die problemfälle gern auf ein paar signal-
wortketten
sagt meine mutter
ich stimme ihr zu aber ich glaube das ist nicht wirklich die mehrheit der
gesellschaft
sondern momentaufnahmen von signalen die wir wiederholen
wenn wir sachen über alle sagen
also über mehrheiten
während wir eigentlich wirklich alle immer einzelfälle sehen egal jetzt ob
minderheiten oder nicht
weil wir nicht so weit denken wie wir denken dass wir denken
macht das sinn
sie macht leczo und spielt musik direkt vom handy es liegt neben dem
herd so direkt dass es bestimmt überhitzt und sagt das ergibt sinn auf
deutsch
meine mutter spricht besser als muttersprachler und das ist ein bisschen
creepy manchmal
sie haut so raus haustürkampagnen können wahlbeteiligung bis zu zehn
prozent erhöhen
das hat sie heute gehört und gleich nachgelesen
sie liest alles nach wirklich manchmal so namen von blumen auf latein
meine mutter spricht besser als muttersprachler aber egal das ist nie gut
genug für alle nie gut genug für einen job

meine mutter spricht mit mir in drei sprachen manchmal in einem satz
ich bin stolz auf sie auch wenn sie sagt das soll andersrum
für die mehrheitsgesellschaft i guess
die mehrheitsgesellschaft kann mich mal aber meine mutter will ich
stolz machen

19.48

darf ich jetzt nen namen haben
darf ich jetzt nen amen haben ha
niemand findet meinen wortwitz witzig aber ich hab ein kreuz um den
hals und das muss man leicht machen damit es nicht zu schwer wird
sie wollen jedenfalls meinen ausweis haben aber ich bin ü18 das sieht
man doch
na gut vielleicht hätt ich mascara nehmen sollen ganz ehrlich ich muss
ganz oft heulen nach nem auftritt also nein
wir sind so zu früh wie man zu früh ist wenn bei zu spät kommen dir die
angst bis in die knochen kriecht und oben wieder raus

20.03

kürz meinen namen ab es kann sein dass ihn jemand vorlesen muss von
der liste
wir wollen ja nicht nicht nett sein außerdem
ich soll ja keinen namen haben
namen sind out wusstet ihr das noch nicht wir machen jetzt
punkte
oder auch nicht
wir sagen nichts
wir reden nur darüber
ich sippe ein schluck bier frag nicht welches ok buntglas diesmal grünglas

20.16

wenn nur eine stimme dich mitnimmt nimmt sie mehr als nur dich
rockstars sagst du sind die die für mehr leiden als nur für sich
hoffnung sag ich

boah kitschig geh weg sagst du
also schnipsen wir uns fingerkuppen wund wenn hier leute namen haben
wenn hier leute farbe tragen
danke für das schlüsselloch in euer leben

20.37

aufstehen ich weiß eigentlich wie man sich bewegt jetzt sind bloß meine
nervenenden freiliegend danke danke dankeschön wo ist das mikrofon
wie heiße ich nochmal
ich darf einen namen haben

20.38

Ich breche meine Stimme in Stücke, die ihr schlucken könnt.

Stimmbruch

und ich muss verzweifelt sein. Guter Anfang, das ist nicht so schwer, also
gut ich fühle mich leer und ... mehr, ich zweifle
an meiner Stimme, zu tief, Vokale zu offen, Zischlaute nur ein bisssschen
zu weich zu weich zu weich,
an meinen Stimmen im Kopf, sie teilen sich trübe Tage zu dreißig Prozent
mit MCR und leicht, leicht
an meiner Kirche, die mich nur für Fürbitten will und sonst still, meine
Stille hallt schön tontragend von Säulen, schön eben und sonst still und
bloß nicht verliebt in ein Mädchen oder so, sei still.
Ganz einfach. Wow, das ist einfach.

Stimmbruch.

Zerren und Verzerren zerren und gezerzt werden entzerzt mich doch, wenn
es sein muss,
lass mich mal.

Ich entzerre mich, bis wir vor losen Körperteilen stehen, will ich das sehen,
wollt ihr das so hören, willst mal anfassen? Ich würd die Finger davon
lassen. Wollen wir zählen, wie viel hier schon gegrabscht wurde oder ist
das wieder too much? Lass mal sehen, ich nehm meine Vulva in die Hand
und sieh mal, sie blutet! Rennst du jetzt weg oder langst du zu? Me Toos

muss ich von vielen nicht erst lesen, sie haben's mir erzählt, schön wärs
wenn ihr uns zuhört nicht nur wenn wir vergewaltigt werden
nicht nur wenn wir verzweifelt angezweifelt werden, zweifelnd Haare
reißen, zweifeln: Sind Haare noch Körperteile?

Herz, Nieren, Lungen sind von gestern, wir kids these days sezieren
Stimmbänder, die krächzen nur noch Anatomiemetaphern aus und ich
beleuchte meinen Bauch, schneide ihn natürlich raus, weil ich bin ja eine
Frau, autsch!, das war nur kurz das dumme Zwerchfell, da hab ich
Muskelkater.

Puh, ok, Stimmbruch

– diesmal mit Nikotin und meine Stimme wird rau, weil sie ja raucht, ich
hatte schon ein paar Mal ne Zigarette in der Hand, Mann – Frau, nein,
tschuldigung. Jetzt bin ich jung und broke und voll meta, wenn ich Rauch
in meine Lunge saug und die sich aufbläht als Ballon.

Sie trägt mich davon.

Die Kippe brauch ich dazu nicht, die Stadtluft reicht voll

Sag ich nicht, weil

Stimmbruch,

wie die Stimme meiner Mutter brach,

als sie ihrer Mutter sagt: Das

ist nichtmehr mein Mutterland,

wo *mein* Kind nicht frei lieben kann.

Stimmbruch.

Brecht mich ab, ich breche mich runter, ich bin zu jung für ganze Sätze.

Ich sag Hoffnung, ihr sagt:

Boah kitschig, geh weg.

Ihr meint es ernst,

also ernsthaft, was soll ich hier noch?

Stimmbruch

wenn ich sag ich hab einen Fehler gemacht, denn

es gibt kein Ich und kein Ihr nur Wir und

wir sind am Arsch.

Und wir jubeln, aber für den zweiten Teil da.

22.50

schwebend auf applaus
saugte unser schnipsen auf das lächeln auf deiner mimikleinwand letzter
schluck morgen arbeit
ich weiß jetzt ich will einen namen haben unter diesem namen reden
farben tragen unironisch hoffnung haben großbuchstaben ich will mit
euch reden ich will zuhören und ja
ich will in ganzen sätzen reden
Ich will in ganzen Sätzen reden, aber dann hört ihr mir nicht zu.

Helen Gierhake

Look, Mom, I'm a poet now!

ich
kann die
entertaste
drücken
an über.flüssigen stell.en pun.kte setzen
und endlich alle nomen klein schreiben
wie vor der grundschule

Wilde Blumen

Meine Mutter fand ich im Garten, wo sie unaufhörlich Löwenzahn aus dem Boden riss. Sie hatte sich vornübergebeugt, einmal in der Mitte geknickt. (Ich fragte mich, wie lange man in dieser Haltung verharren müsste, um einen Buckel zu bekommen.) *Ritsch, ratsch.*

Mit ihren bloßen Händen griff sie in die Erde und zog die gelben Köpfe samt Wurzeln heraus. *Ritsch, ratsch.* Ihre Finger waren mit Erde befleckt, ihr Rücken mit Schweiß.

Sie hätte auch die Küchenmesser schleifen können. Sie verrenkte ihren Hals in einen ungesunden Winkel (ich dachte an Eulen wie sie ihren Kopf verdrehen) und sah mich an:

Ach ... Da bist du ja. Könntest du mir helfen? Da hinten liegen ein paar Handschuhe.

Ritsch, ratsch, ritsch, ratsch.

Ich zog die Handschuhe über meine Hände. Weil ich aber keine Anstalten machte, meinen Rücken zu krümmen, fing sie wieder an:

Ist dir nicht warm in dem Kapuzenpulli?

„Nein.“

Auch gut. Zieh hier in diesem Bereich überall das Unkraut raus.

„Löwenzahn ist doch kein Unkraut.“

Die heißen nicht umsonst Pissblumen. Natürlich ist das Unkraut. Kommen ungefragt aus dem Boden und vermehren sich wie die Pest.

„Sie stören doch niemanden.“

Mich stören sie. Es ist mein Garten.

„Mama?“

Hm?

„Wegen gestern. Ich habe darüber nachgedacht, was du gesagt hast. Dir ist klar, dass ich mache, was ich will, sobald ich achtzehn bin, oder?“

Sie zog ihre gesamte Mundpartie ein wenig nach oben und strickte sie über den Augenbrauen in Falten zusammen. Ich hasste es, wenn sie das tat.

Ja, aber ich werde dir keinen Cent geben. Nicht für dieses...Experiment.

„Es ist *kein* Experiment.“

Der natürliche Gang der Dinge ist es auch nicht.

„Was weißt du schon über den natürlichen Gang der Dinge.“

Genug, denke ich. Glaub mir. Du bist einfach noch sehr jung. In ein paar Jahren tut es dir leid.

„Du verstehst mich nicht.“

Und ich glaube du verstehst dich selber nicht, —— .

„Hör auf mich so zu nennen. Du weißt ganz genau wie ich heiße.“

Sie stöhnte. Lange. Mit Substanz. Beinahe ekelerregend. Ich hasste es, wenn sie das tat.

Ich nenne dich wie ich will. Für mich bist du immer —— . Egal, was du tust für mich wirst du immer —— bleiben. Ich denke ich komme hier gut alleine klar. Geh und schau nach dem Kuchen.

Ich bückte mich und riss mir einen Löwenzahn. Die gelbe Rosette hatte sich bereits in kleine, weiße Fallschirmspringer transformiert. Ich ließ sie alle fliegen.

Exhibition

Von Gesteinsschichten gepresst,
in Gesellschaft einer Bernsteinfliege,
liegen meine Lady bones
am Rand ihrer Existenz

und du stolperst nur über den kleinen Finger.

Du arrangiertest meine Knochen
völlig neu und völlig falsch,
falsch klassifiziert
mit einem roten Buchstaben
stelltest du mich auf ein Podest
genau unterhalb der gläsernen Decke.
Zur Sicherheit behieltest du ein paar Halswirbel.

Du hättest neben mir stehen können.
Eine Vitrine wäre noch frei gewesen.

Rätsel des Tages

Ein Eisläufer
gleitet
über das Bewusstsein
beim Anblick
abgestorbener Biomasse

Die Kufe
kratzt
an der Oberfläche
bei Gedanken
an Schwerkraft auf Autobahnbrücken

Doch das Eis bricht
noch nicht

Was ist das?

Lösung: Ein Memento-Mori-Moment

Mittsommertagskodex

I.

Wenn die Mücken nach deinem Blut dürsten um dich zu vergiften,
lass
sie kommen
zu dem Festtagsbankett.
Die Knutschflecken sind oberflächlich.

II.

Wenn das Radio ein Rauschen diktiert um dich zu verwirren,
sei
deine Frequenz,
wenn auch unbeholfen.
Teenage Dirtbag kannst du selbst singen.

III.

Wenn die Zikaden kichern um dich zu quälen,
such
nach dem Sinn,
nicht verstanden werden.
Sie kippen wie Dominosteine.

IV.

Wenn die Sonne dich in den Rücken pikst um dich zu ärgern,
spring
ins Wasser,
wo sie dich nicht findet,
und Muster auf deinen Körper stanz.

Chamäleonmädchen

Mein Name verbrannte in deinem Alexandria,
mein Haar, ein Familienerbstück, erinnert
an Weizen, der auf euren Feldern wuchs
vor dem roten Sturm.
Tausend Mal begegnen wir uns zum ersten Mal,
tausend Steine für eine Kathedrale
mit Trauma im Bauplan.

Chamäleonmädchen, Tochter der offenen Straße,
du hast ein blaues Kleid verloren
für körperliche Unversehrtheit.
Weiße Flocken von gestern,
schützen die Saat von morgen.

II.

**Liebe aus der schiefen Stadt die Sonne scheint
uns geht es gut besucht uns doch bald sind wir tot**

Anna Bauer

Es war einmal Wolf.

Es war einmal.

Oder: Es waren einmal.

So könnte man diese Geschichte beginnen.

Es waren einmal ein Bruder, eine Mutter und eine Schwester. Es waren einmal Joshua, Mama und ich.

Und der Hund. Der Hund war auch noch da.

Wir lebten in einem kleinen Haus am Waldrand.

Der Hund war in einer Nacht zu uns gekommen, in der das Wasser aus dem Himmel fiel und die Wolken schwarze Berge bildeten und ein Blitz auf der Waldlichtung in die große Eiche einschlug. In solch einer Nacht kam der Hund zu uns. Es war wie in einem Märchen.

Es war einmal ein Hund, der noch ein Welpen war.

Er verirrte sich in einer Gewitternacht vor unsere Haustür. Er heulte immer, wenn der Donner grollte.

Wir hörten ihn erst, als das Gewitter weiterzogen war.

Es war einmal eine Familie, die einen Welpen vor ihrer Haustür fand. Er hat grauschwarzes Fell und spitze Zähne und wilde Augen.

„Das ist ein Wolf“, sagte Mama.

„Das ist kein Wolf“, sagte Joshua.

„Bei uns gibt es keine Wölfe“, sagte ich.

Es war einmal ein Hund, der einen Namen bekam.

Joshua wickelte den Welpen in ein Handtuch.

Er hob ihn hoch. Ganz vorsichtig.

Der Welpen knurrte. Der Welpen zappelte.

„Es ist vielleicht kein Wolf“, sagte Joshua, „aber er heißt jetzt so.“ Er streckte den Finger aus, um Wolf zu kraulen.

Der Hund knurrte. Joshua lächelte.

Es war einmal ein Mädchen, das Angst vor einem Welpen hatte.

„Seine Augen sehen so böse aus“, sagte ich.

„Die Augen sind das Tor zur Seele“, sagte ich.

„Wir können ihn nicht behalten.“

Es war einmal ein Junge, der sich in einen Wolf verliebte.

„Wir geben den Hund nicht her“, sagte Joshua. „Ich kümmere mich um den Hund. Versprochen.“

Es war einmal ein Junge, der viele Dinge versprach.
Dieses Versprechen würde das erste sein, das er hielt. Joshua fütterte Wolf. Joshua versuchte Wolf zu streicheln. Der Hund knurrte, der Hund schnappte.
Es war einmal eine Mutter, die sich viele Gedanken machte.
Wir können den Hund nicht einfach frei herumlaufen lassen. Wenn der Hund in den Wald läuft, erschießen ihn die Jäger.
Im Hof wird der Hund nicht glücklich sein.
Der Hof ist klein. Der Hof ist asphaltiert.
Aber aus dem Hof kann der Hund nicht weglaufen.
Es ist eine Entscheidung zwischen Freiheit und Leben.
„Der Hund kommt in den Hof“, beschloss Joshua.
Es war einmal ein Hund, der seinem Namen treu wurde.
„Er heult nachts“, sagte Mama.
„Er möchte sich nicht streicheln lassen“, sagte Joshua.
„Er möchte mich fressen“, sagte ich.
Es war einmal ein Junge, der Zuflucht bei einem wilden Wolf fand.
Joshua saß gerne im Hof. Wolf mochte das nicht.
Er knurrte Joshua an. Manchmal bellte er.
Dann legte er sich unter die Stiegen, die in den Hof führten. Er verlor meinen Bruder nie aus den Augen.
Joshua setzte sich auf den Asphalt und sah den Wolken zu.
Nachts, vor dem Schlafengehen, erzählte er mir einmal:
„Wolf mag mich vielleicht nicht. Aber er erträgt mich. Deshalb mag ich ihn.“
In der Schule ertrugen sie Joshua nicht.
Er kam mit zerrissenen Hefteseiten, fehlenden Stiften, harten Worten und Tränen in den Augenwinkeln nachhause.
Es war einmal ein Mädchen, das auf den Bäumen saß.
Die Bäume standen neben unserem Haus. Sie waren hoch.
Eigentlich durfte ich nicht auf die Bäume klettern.
Ich tat es trotzdem. Die Welt dort oben gehörte nur mir. Von den Bäumen aus traute ich mich, den Hund zu beobachten.
Er lief im Hof auf und ab, hin und her.

Wolf schlief nie. Zumindest nicht, wenn ich im Himmel saß.

Es passierten viele kleine *Es war einmal*.

Wolf wuchs. Wolf gewöhnte sich an Joshua.

Joshua wuchs. Joshua gewöhnte sich an Wolfs Unabhängigkeit. Mama wuchs nicht mehr. Mama gewöhnte sich daran, dass Joshua und Wolf draußen im Hof waren.

Ich wuchs auch. Ich gewöhnte mich an nichts: nicht an den Hund, nicht an seine Wildheit und schon gar nicht an seine Augen. Sie waren noch immer schwarz und düster und böse. Vielleicht gewöhnte ich mich an meine Angst. Vielleicht habe ich deshalb Schuld. Schuld an dem, was dann passierte.

Es war einmal ein Junge, dem ein Unglück passierte.

Das Unglück waren Zähne. Hundezähne. Wolf biss Joshua. Joshuas Arm blutete rot. Joshuas Arm blutete viel.

Als mein Bruder aus dem Krankenhaus nach Hause kam, trug er den Verband nicht wie ein Überlebender.

Er trug ihn wie ein Schuldiger.

„Ich habe Wolf provoziert“, sagte er.

Seine Augen tasteten den Fußboden ab.

Es war einmal ein Mädchen, das ein Unglück beobachtete.

Ich saß auf einem Baum. Ich hatte mein Fernrohr bei mir. Ich erzählte Joshua davon, als er heimkam.

„Du hast dem Hund nichts getan. Er hat zugebissen. Einfach so.“ Und: „In seinen Augen. Ich habe wieder etwas Böses gesehen.“ Joshua schwieg. Ich auch.

Es war einmal ein Junge, der die Lüge wählte.

Joshua schlich sich nachts in mein Zimmer.

„Ich kann nicht schlafen“, sagte er.

„Du erzählst Mama doch nicht, was du gesehen hast?“, fragte er. „Sonst schläfern sie Wolf ein. Sonst haben wir etwas Böses getan, obwohl wir eine Wahl hatten.“

Es war einmal ein Mädchen, das zu seinem Bruder hielt.

Ich hatte Angst vor Wolf. Ich hatte Angst, dass er es wieder tun würde. Einfach so. Zubeißen.

Joshua ging jeden Tag nach dem Vorfall zu Wolf.
Es passierte nichts. Außer: Wenn er ins Haus kam, dann lächelte er.
Mama überlegte, den Hund wegzugeben. Ihre Gedanken stahlen Joshuas Lächeln.
Manchmal wiegen Lügen schwer.
Manchmal ist die Wahrheit zerstörerischer.
Ich saß auf Bäumen und wusste Dinge, die ich nicht wissen wollte.
Es war einmal ein Junge, der einen Zaun baute.
Joshuas Arm heilte wieder. Geschehenes wurde nicht ungeschehen. Aber besser.
„Der Hund braucht Freiheit“, verkündete Joshua eines Morgens. Er begann auf der wilden Wiese neben dem Haus einen Zaun zu bauen. Er fragte nicht, er tat einfach. Joshua hatte noch nie etwas gebaut. Der Zaun wurde schief, aber stabil und hoch. Das war das Wichtigste.
Wir sperrten den Hund auf die Wiese. Er pisste an den Zaunpfahl.
Es war einmal ein Hund, der einen Ausgang grub.
Am Anfang war es nur ein bisschen weggescharrte Erde neben dem Zaun. Dann ein Loch. Dann ein Tunnel.
Joshua schaufelte alles wieder zu. Mama schaute Joshua zu. Mama schaute dem Hund zu. Ich wusste nicht, ob mir ein entlaufener Wolf noch mehr Angst machen würde.
Es war einmal ein Junge, der Freiheit gewährte.
Wolf grub jeden Tag einen Ausgang. Joshua schüttete ihn jeden Tag wieder zu, bis er es eines Tages bleiben ließ.
„Wenn er gehen will, dann soll er gehen. Es hat keinen Sinn. Wenn er nicht bleiben will, warum sollte ich ihn zwingen.“ In dieser Nacht konnte Joshua nicht schlafen.
Das weiß ich, weil ich das Licht in seinem Zimmer brennen sah.
Es war einmal ein Hund, der blieb.
Am nächsten Tag war Wolf noch da. Am übernächsten auch. Mittags legte er sich manchmal auf die Wiese außerhalb des Zaunes, dort, wo die Sonne hin schien, dort, wo ihm das Fell gewärmt wurde. Er lief nicht weg. Nachts saß er auf der Wiese. Der mit Zaun.
„Er möchte wohl nur die Möglichkeit haben, gehen zu können“, sagte Mama. „Nicht mehr.“

Es war einmal ein Mädchen, das ein wenig Angst verlor.
Wenn ich an Wolf vorbeiging, dann hielt ich nicht mehr die Luft an. Wenn
ich an Wolf vorbeiging, dann schlug mein Herz noch. Ich beobachtete ihn
noch immer von den Bäumen aus, aber ich saß nicht mehr im Himmel.
Zaunhoch reichte.
Manchmal, wenn ich zwischen Ästen saß, schlief Wolf.
Es war einmal eine Mutter, die einen Hund bleiben ließ.
Es war nicht immer einfach.
Der Hund heulte nachts.
Der Hund war wild.
Der Hund war Wolf.
Er wurde ein Freund. Irgendwie.
Es war einmal ein Junge, der Vertrauen fand.
Vielleicht war es, weil er keine Angst hatte.
Vielleicht war es, weil er nicht aufgab.
Es passierte eines Tages. Wolf ließ sich von Joshua streicheln. Wolf ließ
sich von Joshua kralen.
Er knurrte nicht. Er bellte nicht. Er schnappte nicht.
Es war einmal.
Oder: Es waren einmal.
So könnte man diese Geschichte beenden.
Es waren einmal ein Bruder, eine Mutter und eine Schwester.
Es waren einmal Joshua, Mama und ich.
Und der Hund. Der Hund war auch noch da.
Und wenn er nicht gestorben ist, dann ist er das noch immer.

Ada Charlotte Kilfitt

Paul Kaiser

Seine Schubkarren bewahrte Paul Kaiser in einem Luftschutzbunker auf. Sonntags fuhr er Ladungen von Schwarzerde über die breiten Kieswege der Schlossgärten und setzte Tulpenzwiebeln unter die Herbstdecke. Seine Hände waren klein und niemand mochte sie gern anfassen, zu viele Jahre hatten sie in der Erde gewühlt.

Seine Mutter stand am Herd und rührte in einem leeren Kochtopf. Auf ihrer Schulter saßen zwei Rosenkäfer.

„Pauli“, sagte sie und klopfte den Löffel am Topfrand ab, „ich mache dir Eischnee, wenn du möchtest.“

Er führte sie zur Eckbank, legte ihr eine Decke über die Knie. Das einzige Fenster in der Küche ließ nur wenig Licht herein, im Wohnzimmer standen Sessel und Couch, bezogen in dunklem Grün. Zwei Kreuzen über dem Kamin entströmte der Duft von Kiefernöl.

Er buk dunkles Brot mit Hafer auf der Kruste und ließ ein Stück Butter darauf schmelzen, dabei dachte er an die Rosinenschnecken aus der Backstube nahe der Stadt.

Der Brotgeruch und die Wärme drückten sich in alle Winkel, nur unter der Bettdecke blieb es kühl, da legte er seine Mutter hinein.

In der Mittagssonne zogen die letzten Schwalben über seinen Blick hinweg. Als er sich umdrehte, lag vor ihm das Schloss, verwittert, im Schatten einer Königstanne; das greise Gesicht blickte seit Jahrhunderten über die Felder, die im Sommer Gerste trugen und im Winter Schnee. Ein gelbes Schild warnte vor dem Betreten und kaum jemand verlief sich in die Gärten, in denen Quecken und andere Süßgräser wucherten.

An manchen Tagen kam eine Katze die Wiese herunter. Sie legte sich zum Schlafen unter einen Busch, ganz nah bei ihm, und als er mit der Harke durch die Beete zog, war er bemüht, sie nicht zu stören.

Er brachte die Schubkarre zurück in den Bunker. Das schwarze Rad drückte den Kies auseinander und ließ ihn knirschen. Als Kind hatte er viele Stunden in der Ecke des Bunkers gesessen, damals stand hier nur der Rasenmäher. Sein Vater stieg darüber, mit einem einzigen Schritt.

Am Abend weinte seine Mutter. Die Nacht war unruhig, unterbrochen vom Husten eines Igels, der erkältet unter dem Fenster schlief. Paul Kaiser erwachte am Morgen mit schwerem Kopf.

Während er Brot mit Butter bestrich, fiel sein Blick auf die Marmeladen, wie sie da im Regal standen, mit ihren karierten Mützen, war es traurig, dass keiner von ihnen sie aß. Er beschloss sie mitzunehmen, in die kleine Backstube nahe der Stadt.

Er verbrachte den ganzen Tag im Rosengarten und kniete bei den Sträuchern, der Herbst holte jeden Tag mehr Blüten und schließlich ihre Blätter und ließ nur die Stacheln zurück. Im Sommer hatte Mehltau die Rosen bedeckt, sah aus wie vom Frühling vergessener Frost.

Am Nachmittag stieg er in sein Auto. Als er die kleine Backstube erreichte, war es Abend. Sie hatte geschlossen, aber hinter der gläsernen Tür sah er die Bäckerin über ein Rechnungsbuch gebeugt. Es dauerte, bis sie aufblickte und ihn sah. In der Auslage waren noch zwei Rosinenschnecken, er zeigte darauf.

Sie nickte und ließ ihn herein.

Er hatte kein Geld mitgenommen, nahm das Futter seiner Hosentasche und zog es heraus.

Sie verstand und sagte: „Ist gut.“

Er zupfte eine Rosine von der Schnecke und steckte sie sich in den Mund. In der Wohnung über ihnen spielte jemand Cello.

Als er die Schnecke aufgegessen hatte, wusste er nichts mehr mit sich anzufangen, sein Blick fiel auf die zweite Schnecke und die Bäckerin sagte: „Nein.“

Der Cellist war der Ehemann der Bäckerin. Sein Spiel verstummte und Paul Kaiser trat nach draußen.

Diana Röhlinger

Anthropozän:

Plantagen bebaut mit Schwarzgraublau,
geerntet die Kranken und dampfende
Beulen brechen auf.

Wie Milchsand schäumt der Eiter,
durchflutet die krummschiefen Straßen
und Friedenssoldaten verbannen alles Grotteske in
blindtaube Dunkelheit.

Ergießen apathischen Jubel, bis jeder
Quadratkilometer durch Rosenduftmorpheme das
qualmende Aas bedeckt. Es liegt so
/tief/

meerbegrabene Lotsenboote küssen
die salzigen Tränen Thetis',
klammern sich an Hafenlicht und den
Dunstschleier vergessener Fischsuppe.

Im Rinnstein mäandern
Milchsand und Weingeist,
führen bei Wolkenbruch in
die Barackenbastei.

Maßlose Geister im Uferschnee,
im Rauschsee der Ambrosia verschüttet. Nie mehr
/fliegen/

Windstille, Telegramme
ziehen hinauf,
nicht zum Laichen, ein Weltenbrief:

Der Nachtportier bringt den Tod.
Es fließt der Milchsand im Augenwinkel,
benetzt die Falten des Kranichs.

Papierfetzenhaut, ein
gescheitertes Origami
und seine Sprache stolpert. Ein stotterndes S
bringt Cherub zum Fluchen
/und fallen/

Zementfluten strömen, umhüllen

die Städte, ausgebrannt. Milchsand stillt
das Adernnetz. Ein Klopfen, ein Schleudern, sie spielen
zwischen Atomreaktoren und Katakomben,
wie ein Gewitterkind im Delirium
des synthetischen Heilands.
Ausgebombte Körper wärmen
wie Decken, wenn Morpheus sie trägt.
Dann ist der Mensch nur eine Idee
aus Erde und Staub.

Baustelle_Adoleszenz

Analoge Akkorde brechen die elektrisierenden Rhythmen auf. Coverbildmusiker, bemalte Haarimplantate kichern die retroflexen Verstimmungen weg: Ein Gemisch aus Blutkotze und Tanzschweiß.
Kein__Raum__für__Denkstirnfalten.
Extraeskalationen stürzen in den Kaltsand.
Draußen fliegen Mondsicheln in elliptischen Bahnen um die Weingüsse, auf blassen Hautfetzen Aschenebel hängt um uns. Zungen taubgequalmt, betäubt auch die Lidfalte. Müde Blickrichtung: geradenachhaus.
G in Gedanken zwei Buchstaben ab ihrer Form nach, verlasse den Reigen der Generation Qu%tenkind.
Fall beim Abschiedskuss über Protonenpfützen, in sie: Positive Ladung. Wir werden angezogen von destruktiver Strömung. regennass.
Muskelspasmen auf Bühnenschläge, wieder hinab auf Plastikgarnituren:
Zeitg e s p r e n k e l t e Sofapolster
zensieren Ziffernblätter mit Vorstadtpanik, ziehen maschinell-masochistisch schief die Räder rückwärts.
Wir synchronisieren Tongebung und Aortakraftwerk: Wahlpunkt der Bulimieindustrie.
Auf Eselsbrücken über Pflichtgräben stolp-p-pern, Rasierschaum in die Risse gestopft.
Den Heimbruch vermeiden.
Anodenköpfe verlaufen diametral zu Wunschvorstellungen.
Spitzen die Ohren, stechen in Wundkrusten, stellen Verbotsschilder auf Tongebung folgt DDoopppellllaaauutt:

Schrift.Zeichen der Larmoyanz
zeigen sich, rufen Flügelschläge
aus den Lovestorys vergangener
Jahrhunderte: >So soll es aussehen!<
Ein VaterMutterKindSegen:
Apostelgeschwätz gegen die Sodomie.
Unsere Zündschnur brennt schon:
Sprengstoff im Erdkern.

Dispersion im Takt des Tangos

Gedachte Flaschensplitter im Dunstraum werfen
Apollons Schatten auf mottenbegrabene Brautkleider,
wie Dolomitenwüsten,
umgebettet in Gedächtniskompost.
Blecherne Bilder haften an
und für sich auf den nächsten Sturm wartend,
der wie Schwarzpulverlungen den Äonenwechsel verkündet.
Der Osten begradigt,
ein Gedankenstrich im Zeitenfall
und die Notrufe abgebeizt, die Holzkommoden auch.
Wir und ihr nur Schall und Rauch, wie
Lamento und Parfümluft im Staubkabinett.
Moschus des großen Jahrhunderts;
verfallenes Halogen mitsamt Zylindermuseum
schreiben den Enkeln Postkartengedichte:
*Liebe aus der schiefen Stadt die Sonne scheint uns geht es gut
besucht uns doch bald sind wir tot.*

Stahlwerksinfonie

Zurück zum Beton
und den tiefklaren Stahlplatten, in denen
sich Schönheit noch spiegeln kann.
Wo Eisenwolken betten,
wie Baumwollfelder in der Grillendämmerung.
Oder wie warme Flussufer: Heimat der Libellen und
Heimat unendlicher Stromstärke,
Seerosen und Ampereveilchen.
Erschaffung eines Florenreiches mineralischen Materials
und anorganischer Anarchismen.
Buntprächtig wachsen Großstädte,
strecken ihre Blüten der Sonne entgegen.
Synthetische Photosynthese.
Photonische Symphonien:
Metallische Klänge singen in
den traumlosen Schlaf einer
Industrieutopie.

Megalomanische Bauten polyedrischer Ordnung
senden Babels Entwirrung
durch den Äther:
Der Mensch flüchtet zu Gottes Füßen,
sucht kosmische Nähe und
besinnt sich auf seinen Ursprung, die
Dreifaltigkeit: Brennstab, Plutonium, Uranisotope.
Radioaktivitäten; sie spielen Jazzakkorde.
Zirkularnoten von Staub und Bruchstein,
moderne Hymnen reflektieren ein
Bruch/sein
des posttraumatischen Erdzeitalters.
Kinder der Wurzeln brechen hervor
mit Protestmärschen einen neuen
Protestantismus zu erkämpfen.
Transparente verkünden die Reformation
der Blechwaren.

Echtschein elektrischgrell.
Solarstrahlung verdichtet sich in Plattenlichtungen.
Der Dunst steht und fällt,
die letzten Elemente einer alten Ordnung.
Denudierung des Erdbodens;
der nackten Hässlichkeit,
der lichtarmen Häuslichkeit
und der würdelosen Menschlichkeit:
Lendenschurz und Holzwerkzeug:
Nachgeburt einer lethargischen Schöpfung.
Phosphinothricinetränkte Pflastersteine
hauchen wie belebender Regen den Geruch
des Fortschritts; ein Wetterumschwung
an feuchtwarmen Sommerabenden.
Gewitterschwül – die Kinder toben noch
auf Brückenfassaden und Krangerüsten
in der neuen Natur der Dinge.

Mira Elisabeth Bastrop

10 Gedichte

Der Nebel ist das Ende des Himmels.
Hauchdünn, ohne Farben.
Eine tief stehende Wolke, gefallen.
Jeden Morgen kommt er,
kündigt den Tag an
und fließt dahin,
wenn der Himmel sich ausbreitet.

Frühlingsfantasie

Auf einer Decke im Frühling
taut leise ein Eis.
Langsam überquert ein grüner Fluss
den braunen Stoff und schlängelt
sich in die Blüten.
Ein Kinderfinger fährt lachend
durch die Wellen,
erblickt eine Welt aus Blättern,
leise und unbeschwert.
Krachend stürzt ein Zweig ins Gewässer
und treibt in den Wald,
versinkt im murmelnden Meer
an der Klippe.

Eines Tages will ich auf dem Regenbogen landen.
Ich wünsche ihn mir bunt mit Glitzer.
Er ist fruchtig
wie Spaghettieis, das riecht wie bei Oma.
Ich verzeihe der Angst nicht,
dass sie um mich herum pufft.
Versuch's noch einmal, meine liebe Freundin.

Sind deine Steine glitschig?
Trag das Glück neben deiner Sonnenbrille,
damit es keinen Sonnenbrand kriegt.
Im Oktober
galoppieren Einhörner durch meinen Traum,
mit einem Elefantenbaby.
Mein Geburtstag verdient es, meine Hand zu halten.

Gibt es den Ort, der es verbirgt,
das ruhelose Tanzen der Lichter?
Gibt es den Ort, der es bezwingt,
das Tosen der Angst?
Gibt es den Ort, wo man es hört,
das Leben von Steinen?
Gibt es den Ort,
von dem aus man sein Licht herüberflackern sieht?
Gibt es den Ort,
der über das Leben der Menschen entscheidet?
Gibt es den Ort, der in einer anderen Zeit existierte?

In den endlosen
Weiten
zappelt erbarmungslos
der Wind.
Über den Baumkronen
wird er gefangen,
ein Licht
einer anderen
Philosophie.
Mir wird übel
wenn ich daran denke,
dass jemand
meinen alten Freund
kopfüber dort
baumeln lässt.
Ein Gefangener,
der früher
auf den Wellen ritt.

Bäume

Ein starker Wille, in die Erde gesetzt,
empfängt Leben
mit ausgebreiteten Ästen.
Die Wurzeln tragen die Vergangenheit,
die Rinde die Zukunft.
Das Jetzt verbirgt der Baum in den Blättern:
zarte Gedanken wachsen ins Nichts.
Über den Ufern wachen ihre Kronen.
Der Schatten springt als Kind durch den Sand.
Die Stille im Wald, der Schlaf der Natur.

Der Rücken des Chamäleons

Grünes Blatt des Waldes,
werde ich dir gefallen?
Tier im roten Gewand,
lass dich von deinem Stolz leiten.
Stern auf dem Stein.
Blauer Planet,
gibst du mir deinen Rat?
Bernstein am Ufer,
bleib Energie.
Im Tanz,
ein weiß gefleckter Schwanz.
Unbarmherzig zuckt er
in den Farben des Regenbogens.

Als ich ein Tier war,
gab es kein Wollen,
gab es kein Lauschen.
Es gab kein Bedrängen,
kein Flehen.
Unter Sternen wurde getanzt.
Es gab keine Städte,
kein Bleiben.
Es gab nur uns.
Wir zogen von Wald zu Wald,
durchkämpften jeden See.
Wir blieben geschützt,
als die Erde geflutet wurde,
das Tal bröckelte,
der Sturm tobte.
Wir ließen es geschehen,
das treulose Miteinander,
zogen uns zurück ins Nichtsein.

Blatt

Zarte Adern halten
die Haut auf Abstand.
Das Bein zeigt zur Zweigspitze,
träumt von Stiefeln.
Im Frühling streckt es sich
hinaus in die Weite,
erblickt die Farben des Sommers.
Leises Gemurmel.
Wenn die Kälte im Herbst naht,
zieht es warme Kleider an
und springt auf die Erde,
in das Gewühl von Braun.
Die weiße Decke im Winter
zaubert es durch die Wurzeln
zurück in den Frühling.

Wäre ich ein Adler, würde ich fliegen,
fliegen mit weiten Schwingen,
würde meine Kreise ziehen und landen im Horst.

Wäre ich im Ei, würde ich schlafen,
gewärmt von einer Familie, die ich nicht sehe,
liegen und warten, bis meine Schale zerbricht.

Wäre ich ein Wildpferd, würde ich laufen.
Meine Mähne würde fliegen, ich würde schweben.
Niemand schlägt mich, niemand reißt mich, ich wäre frei.

III.

und das synonym von durchgangstaat ist: leben

Nora Antonic

Verrückt, der Boden

Der Boden war grün.
Mein Haar wehte im Wind, obgleich es windstill ist.
Der Boden war blau.
Mein Herz schlug schneller, obgleich das nicht stimmt.
Der Boden war gelb.
Meine Hand zitterte, obgleich sie sich nicht bewegt.
Der Boden ist unwichtig.

Mein Fuß irrt über den Boden, während meine Augen geschlossen sind und ich auf dem Bett liege. Warum tut mein Rücken so weh? Ich weiß es nicht.

Mein Fuß hält still, fährt über die Rille in unserem Holzboden, der aus Laminat ist.

Ich öffne mein rechtes Auge. Ich öffne mein linkes Auge. Schließe mein rechtes Auge. Rolle mit dem linken Auge. So sinnlos.

Mein Fuß bewegt sich weiter, auf dem Boden

Chaos.

Mein Fuß bleibt an etwas hängen. Vielleicht eine Jacke, eine Hose. Ich weiß es nicht. So sinnlos.

Mit geschlossenen Augen lasse ich meinen zweiten Fuß aus dem Bett hängen.

Mein Fuß irrt über den Boden, während ich auf dem Bett liege.

Warum tut mein Rücken so weh? Ich weiß es nicht.

Mein Fuß hält still, fährt über die Rille in meinem Holzboden, der aus Laminat ist.

Mein Fuß -

Ich stehe auf, rutsche aus, falle hin, liege im Chaos. Wann habe ich das letzte Mal aufgeräumt? Ich spucke neben mich.

Ist lange her. Ich sehe meine Füße an: einer nackt, der andere in einem hohen Strumpf mit Ananas-Muster. Ananas in meinem Kühlschranks?

Habe ich einen Kühlschrank?

dEformlErt auf dem Boden, ich. Chaos auf dem Boden, ich.

Ich, ich, ich, ich. Nicht.

So sinnlos.

Das Bett bohrt sich unangenehm in meinen Rücken. Zwischen meine Schulterblätter, meine Wirbelsäule.

Mein Fuß wandert weiter, hält nicht still, immer weiter. Hält noch immer nicht still, weiter, immer weiter.

In Wahrheit bewegt er sich nicht. So sinnlos.

Ich könnte ^{aufstehen}. Die Frage ist nur, warum. Warum, tue ich alles was ich tue; alles was passiert, warum passiert es? Warum bin ich am Leben, wenn ich doch sowieso verrückt bin, nichts als eine verrückte Last für alle. Für mich selbst. Auch eine Last?

Das Leben ergibt keinen Sinn. Es beinhaltet bloß Schmerz, Ärger, Betrug und Ängste und Verrücktheiten. Und damit hört es nie auf. Niemals, es geht immer weiter. Egal worauf du jetzt hinarbeitest, sobald es da ist, wird es wieder vorbeigehen.

Warum also auf überhaupt etwas hinarbeiten?

Es gibt keinen Grund.

Ich liege da, lasse meinen Blick wandern, herum in meinem Raum. Herum in meinem Inneren. Was ich sehe, ist nichts als Chaos, unordentliche Unordnung, Sinnlosigkeit.

Und eine Karte auf dem Nachttisch, mit der Aufschrift:

36 Jahre jung

Lass dich feiern!

Verrückt. Auf dem Holzfußboden,
der aus Laminat ist.

Der Boden war grün.

Mein Haar wehte im Wind, obgleich es windstill ist.

Der Boden war blau.

Mein Herz schlug schneller, obgleich das nicht stimmt.

Der Boden war gelb.

Meine Hand zitterte, obgleich sie sich nicht bewegt.

Der Boden ist unwichtig.

Berfin Sönmez

Wohin mit dem Kram

Die Milch hat ihren Platz noch nicht gefunden. Von allen Plätzen der Welt, steht sie hier – im selben Raum wie ich –, und ich hier, im gleichen Raum wie sie. Wir warten auf irgendwas Neues, Bedeutsames. Irgendwas.

Sei es der lang ersehnte Platz im Kühlschrank oder eben ein neues Zuhause. Ein richtiges.

Eins, in dem man sich die Tapete ausgesucht hat. In dem man die Nachbarn von oben und auch die von unten kennt. Sich nicht scheut, den Teller in der Spüle stehen zu lassen oder die alten Bilder abzuhängen, weil man sie nicht mag, sie einem nachts Angst machen.

Dann stopft man sein Leben in zwei Tüten und schleppt sie und sich in eine Abstellkammer. Redet sich ein, dass es irgendwann Zuhause sein kann. Weiß im Hinterkopf, dass es nie dasselbe sein wird.

Sein muss.

Packt die Sachen aus, sucht nach leeren Schubladen. Alles ist schon vorgelebt, voll gelegt. Voll. Andere Sachen von anderen Leuten, die man kennt oder eben nicht kennt. Fühlt sich im eigenen Zimmer fremd. Traut sich nicht, die Schränke zu öffnen, weil der Inhalt nicht einem selbst gehört.

In der untersten Schublade findet man noch Platz. Wohl, weil sie kaputt ist, aber es wird reichen, denkt man und es reicht.

Wenn dann alles ausgepackt ist, wird klar: Es fühlt sich kein bisschen mehr an wie zuhause. Bloß voller. Und dann ist da dieser Drang, alles, was nicht einem selbst gehört, aus dem Zimmer zu schmeißen. Bloß weiß man nicht, wohin damit. Wohin mit dem Bügelbrett oder dem Karton voll Besteck? Wohin mit dem Ölkännchen, mit den Tassenuntersetzern, mit dem Toilettenpapier, den trocknenden Handtüchern, den Schränken voll mit Sakkos und Hosen von Opa, der sie nie wieder tragen wird. Tragen kann. Er hängt an der Wand. Seine Haare noch pechschwarz. Schaut mir beim Schlafen zu, so wie ich früher immer ihm. Und er wundert sich sicher, so sehr wie ich mich auch – wohin mit dem Kram?

Wohin mit mir.

YANDE TRÄUMT

Die Wellen haben sich ihren Weg in den Keller gebahnt. Ich stehe kurz an der Schwelle und sehe, wie sich das Wasser verdunkelt, als hätte der Boden gerade seine Tinte von sich gegeben. Nur noch Schwarz. Die Wellen schlagen gegen die eine, dann die andere Wand und werden immer wilder. Der Kellergrund wirbelt an die Oberfläche. 18 Jahre alter Staub und mein Gold. Das Werkzeug. Es schimmert auf dem Boden wie 1-Cent-Stücke im Wunschbrunnen. Goldene Flicker in der schwarzen Tinte.

Im Innenhof ragen alle Köpfe aus den Fenstern, denn die Tulpen sind ab. Jede einzelne geköpft.

Mein Junge nennt mich Vater. Steht im Türrahmen mit seinem karierten Top, das eng anliegt. Schaut aus wie ein schwules Schachbrett mit einem Haarschnitt, der schlimmer nicht sein könnte. Papa – nennt er mich. Diese Augen, das sind nicht meine. Nichts an ihm, aber Papa nennt er mich.

Thorben lacht mit seinem zehnten Bier zur Hand. Das ist Thorbens Lachen, kurz vor Thorbens Weinen.

Ich zeige ihm meine Siebe, die aus der Küche. Alle perfekt aufgehängt, der Größe nach sortiert. Dann siebt er nur noch. Die Blumenerde von den Schröders, die neu eingezogen sind. Er siebt alles durch und nochmal durch und ich sehe bloß zu, wie riesige Brocken Erde durch das Sieb sickern und sich auf der anderen Seite als Staub auf den kalten Boden niederlegen, ihn sanft zudecken.

Ich möchte schreien, aber nichts dringt aus meinem Rachen. Thorben hört nicht. Er hört nie. Er trinkt nur und lacht.

Die Kanaken aus dem Neubau an der Schillerstraße springen über den Gartenzaun und mir kommt einfach nichts aus dem Hals. Sie springen raus und reißen die Zwiebeln aus der Erde. Die Nachbarn strecken ihre langen Hälse aus dem Fenster und alle sehen sie mich an. Mich.

Und dann steht sie da. Sie. Die mit den blauen Augen, die mein Sohn jetzt im Schädel trägt und ich tu mich schwer zu erkennen, wer von beiden es

nun ist, der vor mir steht. Beide gleich. Gleich fremd. Starren an mir vorbei. Durch mich hindurch.

Deine Schuld, dass mein Sohn eine Schwuchtel ist. Deine und nie meine Schuld. Auch wenn ich nie da war. Denn du warst da und hast trotzdem alles falsch gemacht.

Mutter nickt, wenn ich endlich schweige. Sie liegt im grauen Krankenbett. Kraftlos und heiser, redet über Scheidungen. Damals hat es sowas nicht gegeben und jetzt hocke ich ja nur noch allein zuhause. Alles die Schuld der Blauäugigen. Ihre Schuld, dass ich in meinem Keller Hammer poliere. Alles ihre Schuld.

Mama löst sich auf, aber ich kann nicht mal weinen.

Der Weberknecht

Für dich steh ich gerne da wie ein Witz

Wenn die Ampel rot leuchtet, renn ich mit dir. Höre der Stadt nur zu, wenn du gerade nichts zu sagen hast. Mir selbst schon gar nicht mehr. In der Stille spüre ich die Autos meine Zehenspitzen grüßen. Asphaltregen auf meine Hose spritzen, der eigentlich für den Asphalt bestimmt war und nun mit mir nach Hause läuft. Meine Jeans bestreuselt und sich mit mir auf meine Couch legt. An meiner Decke verdampft und mir für immer beim Schlafen zusieht. Sich mit meinen Weberknechten anfreundet und über mich redet. Und wie sie sich dann Dinge erzählen, die Spinnen und der verdampfte Regen. Als könnten sie in mich hineinschauen, als könnten sie meine Welt. Selbst wenn sie mich aus der verstaubten Ecke meines Zimmers betrachten, in dem ich nie bin. Außer wenn ich still sein will. Wie verdampfter Regen und Weberknechte still sein will. Die Ampel tickt wie ein Wecker, der mich daran erinnert, zu laufen, wenn ich laufen soll. Und ich laufe. Ich laufe und dann plötzlich renne ich. Erst mit dir und dann nur noch mit der Nacht. Der Regen spült mir entgegen. Treibt in der Luft, die ich atme. Höre keinen Herzschlag. Nur Automotoren. Will mich selbst nicht mehr. Nur noch dich. Du musst nicht fragen, wo ich bin. Du weißt, wo du mich findest, wenn du mich suchst.

Sophie Schollek

LYRIK UND DIE SANFTE WUT

gross

einmal habe ich mir das großsein gewünscht
das lange sein
wie sich mein bein und dein
ausstrecken und sagen
wir sind angekommen
am ende des körpers
angenommen ich bin es schon
das fühlen hat sich nur verspätet
hat sich mit anderem die zeit vertrieben
ist nicht in meiner haut geblieben
sondern in kreisen rundherum
angenommen andersrum
ich bin sehr jung und keiner weiß es
jemand hätt sich meinetwegen
ein paar dekaden weit erzählt
ich nähme es ihm nicht mal übel
so könnt ich jedem meine knie zeigen
und sagen, schau ich bin gefallen
blut rinnt noch aus meinen knochen
habe mir noch nichts gebrochen
trotzdem will ich mich kurz beweinen
und sagen, schau ich bin gefallen

einmal habe ich mir das großsein gewünscht
um das fühlen zu lassen
oh wie lässt sich wachsen fassen
ich habs noch nie gesehen

milchzähne

du ziehst mir jeden einzelnen
mama sagt das muss so sein
du legst sorgfältig auf die seite
was in deine hände fiel
während ich ein bisschen weine
mama sagt das muss so sein

ich bin mir sicher ich bin alt
wenn ich mir entgegenblicke und vor meinen gliedern stehe
streck ich mich bis ganz nach oben
und komm doch nicht ganz heran
mit dem gewissen kümmerlich
in meinen kleidern zu ertrinken
seh ich mir in die alten augen und denke es ist nicht mehr lang
ich ziehe an mir selbst vorbei und
mama sagt das muss so sein

zieh mir jeden meiner zähne
ich bin gereift und faulig, mager
ich halte dich vermutlich aus
zieh mir jeden meiner zähne
die milch schmeckt komisch, bitterlich
glaube mir ich spucke aus
ich halte aus was du mir ziehst
und sehne mich nach jedem zahn
der auf dem esstisch liegen blieb

salz

zwischen den zähnen knirschen die zeiten
im rücken der mutter
in armen des vaters
im knoten der dritten generation
höre ich schweigen wenn ich mich
hinüberlehne und bleibe
und an den ohren ziehe
um mein hören zu erweitern
kann ich es greifen
das unglück begreifen

salz auf straßen, glätte fahren
ich habe mich schon lang daran
gewöhnt ins netz hineinzustürzen
auf jedem jahr sitzt die struktur
in jeder klasse reihen stühle
mit studierenden die sitzen
und lernen sich den kopf zu halten

wenn ich sage dass ich schweige
schmiege ich mich an die mutter
die mutter und mutter und mutter und frau
die mode sitzt noch fest am körper
auf meiner haut steht ungeschrieben
die blaue welt des mädchenseins
ich fühle in der welt bin ich
auf ewig klein

ich stehe schief und schmiege mich
an mutter mutter und an regeln
das netz das uns zusammenhält
schlingt sich gerne um die halse
derer die die füße nicht
am anfang an die seile

den körper nicht mit ihm gebunden
und fällt und fällt und richtung boden
fehlt die mutter
wächst die sorge
ich will auf diesem fest nicht feiern
wenn mutter in der ecke sitzt
und mädchen mädchen mädchen weinen

ich schmecke salz wie es von oben
auf die zunge fällt und in die
wunden meiner mütter streut
das brennen sticht als heißes
eisen in den beckenknochen
ich bin gebrochen wir sortieren
das salzgut in den knochen
man zählt nun
wer mehr säcke füllt
es zieht ich weiß
das meiste geht an mir vorbei
ich kann es manchmal sogar tragen
das meiste geht doch nie vorbei
im netz kann kein mensch gerade stehen
schwwestern fallen durch die lücken
meine mutter kann nicht stehen
am ende möchte ich einglasiert mit
zuckerguss ins wasser gehen
mit allen müttern ewig treiben
zusammen im eigenen körper verweilen
die welt hätte uns dann begrüßt

aussen

eine minute stehe ich am fenster
draußen zieht mir ins gesicht
und ich fasse nicht
was mir entgeht
gegen mich scheint alles riesig
alles übermäßig
über alle flächen legend
unerkannt groß
sodass ich kurz hier stehe und weiß
ich werde nicht gebraucht
wenn ich die welt nicht sehe
draußen zieht mir ins gesicht
und ich schließe das fenster
mit der kraft die mir bleibt und
lege mich zurück

mittlerweile

mittlerweile sitze ich
in einem wald der boden kühl die bäume messinglastig
gewaltig ist das enge gefühl
mittlerweile
mittlerweile liege ich
es stapeln sich:
furcht und feuer, hass und hitze
gitterfenster und der schutz
ich sehe pro tag die volle minute hinaus
neunundfünfzig, möchte gleich
ins pflaster fallen
neben die hände
unter das weiche
misogyn haha ich lache
du hast bis jetzt nicht wirklich
erfasst was xx in den genen wiegt
ich gehe am stock ich pflücke mich
ich lege mich freiwillig mitten hinein
130 hundert ich weiß noch nicht
wie viel prozent ich weiß doch
ich v e r s c h l e i ß e
es bringt mich nicht um
das hirn die weiche das große herum
schleichen um die kranken beine
zeig mir die frau ich
will sie nicht werden
mittig im gitter läuft die alte die rostige sehne
ich messe nach bin ausgeladen aus
meiner eigenen party ich
stehe am fenster warte und warte

prisma

ich steck in den petechien salbe
die haut und schlafe bis die wäsche
höher stapelt als ich messe
ich bin geplagt von eitelkeit
mutter sagt
dass ich nie esse

irgendwann

es wird aushaltbar irgendwann
wenn ich wieder kann
fang ich mich noch einmal an
werden die haare
über meinen rücken und noch weiter
bis auf den boden fallen
und mich einhüllen
alle lücken in meinem körper ausfüllen
wenn ich wieder kann

Kathrin Thenhausen

Buchstabensuppe

Wenn ich jetzt schlafen geh, versprichst du mir, dass ich morgen früh aufwache? Dass sich meine Augen von selbst öffnen, nicht von weißen Männern mit roten Kreuzen, die in meinem Gehirn nach Leben kramen? Routinierte Blicke bergen Atemlosigkeit.

Ich möchte nicht, dass Fremde ihre Nase in Schubladen stecken. Du verdrehst deine Augen, meine Schubladen springen doch von selber auf, zu viele Gedanken zu achtlos mit Spitzenunterwäsche und Polaroids hineingestopft.

Ich schüttele Qualm aus meinen Haaren, sage, es sei meine Entscheidung, denn könnte ich nicht mit dem Kaugummi, der sich mit Zigarettenrauch und Lässigkeit um meine Zunge windet, meinen Kopf verkleben?

Deine Augen drehe ich wieder zurück, jetzt halten wir uns beide an meinen aufgesetzten Wimpern fest und aus der Nähe betrachtet ist das Schwarz eher ein Grau.

Der Kaugummi schmeckt nach Erdbeere und rotem, zu dunklen Lippenstift, er klebt gut.

Du lächelst, ich weiß nicht, was du verstanden hast und was ich gesagt habe, auf der Zunge sind Silbenreste erbrochener Worte. Früher gab es jeden Samstag Buchstabensuppe und Lina hat Sätze auf den Tellerrand gelegt.

Satzanfänge „Es war einmal“ und „Es wird einmal“ und „Ich liebe“.

Wenn man die Zeichen zu lange in der heißen Brühe lässt, lösen sie sich auf.

In der Straßenlaterne schmelzen Schatten zu grauen Flecken, den einen, den sieht man kaum noch, das Stadtlicht spiegelt sich im Himmel.

Ich liebe Seifenblasen, flüstere ich. Ich bin nicht sicher, was du verstehst und Mamas Lavendelseife entfernt schmutziges Lachen.

Auf der Straße tropft der Regen in Pfützen, die nicht existieren, nicht existieren sollten, es ist eine laue Sommernacht, das hast du mir versprochen, weißt du noch?

Ich meinte, ich will weg und du meintest, die Nacht sei warm. Meine Hände waren kalt, die Handschuhe lagen noch im Hausflur.

Ich bräuchte sie nicht, meintest du. Die Augenlider gebeugt, meine Wimpern heulten leise im Wind.

Vor zwei Tagen hat es gestürmt und Nachbars alte Eiche liegt in Splittern auf dem Gehweg.

Im offenen Türspalt kräuselten sich warme und kalte Luft, ihre Haare lagen platt, als hätte sie jemand ermordet. Abends noch hatte sie ein Glätteisen benutzt und dann Mutters Brandsalbe.

Du hast mir gesagt, ich solle die Türe schließen, in einer Schublade da oben blieben meine Wollsocken liegen, an einem Kleiderbügel hing ich.

Die Nacht war kälter, als du gesagt hast, viele Menschen standen da und haben gewartet. Der Himmel war ein wenig hell, Lichtverschmutzung, auf meiner Haut sammelten sich kleine Tropfen. Du hast mir etwas versprochen, weißt du nicht mehr? Alles wird gut.

Vielleicht sind es nur die Tränen von dem Mädchen mit rotem Kleid, das vorhin auf der Toilette den Wasserhahn küsste. Metall schmeckt kalt, dein Mund.

Dem Spiegel gefiel ihr Bild, da gefiel sie sich auch.

Blicke hinter ihr gleiten über die Rippen, sie hat sich zusammengeknüllt und zwischen ihnen versteckt. Den Schlüssel für die Stäbe, den hat sie unterwegs verloren, sie wollte ihn noch suchen gehen.

Vielleicht ist er in eine Pfütze gefallen, aber du meinstest, sie bräuchte ihn nicht mehr. Sie sei jetzt frei. Mit dir.

Der Spiegel zerrt die Fliesen in krumme Striche.

Lina hat früher manchmal gemalt, am liebsten Sonnen, parallele Buntstiftlinien in Hellgelb.

Die Tür quietscht, aber zu leise, niemand kann sie hören und sie ist schon ertrunken in der Musik.

Wodka und Rap öffnen Türen von selber, hör auf mit dem Gequietsche und geh zur Arbeitsvermittlung.

An klarer Flüssigkeit perlt Wahrheit herab, aber auf dem Boden tanzen Füße zu dicht und die Tropfen sind vielleicht nur Bier und leere Worte.

Oder in High Heels verfangende Lügen.

Unter dem Schweiß seht ihr so gleich aus und die Finger rutschen ab, wenn sie nach nackter Haut suchen.

Im Ausschnitt ist ein Auffangbecken, das hat der Angler so bestimmt und die Krawatte hatte einen Haken. Sie liegt jetzt in der Pfütze und beißt nicht mehr.

„Wie heißt du?“, haben sie gefragt, aber du hast mich weggezogen. Deine Hände waren groß und stark.

„Prinzessin“, hast du geflüstert, da hab ich meinen Namen verloren, „ich pass auf dich auf.“

Er liegt da zwischen den Polaroids und Spitzenunterwäsche, einer Packung Instant-Nudelsuppe. Der Teig ist trocken und gekräuselt und bricht.

Mama, wo sind die Buchstaben? Sie antwortet nicht. Mama, wo bist du?

Als sich die Haustür schloss, da wollte ich meinen Namen verlieren, weißt du?

Ich wollte glatt sein, nicht gekräuselt und Buchstaben erst recht nicht. Mein Körper hing am Kleiderbügel, ich habe ihn abgehängt und mich aufgehängt und bin dann gegangen.

An dem Tresen stehst du dicht neben mir, alle stehen dicht, ich kann gar nicht fallen.

Das Glas war ein wenig Kristall und ich war matt, also habe ich es genommen.

Auf dem roten Kleid ist ein Tropfen gelandet und ein bisschen du in mir.

Da waren wir alleine und ich eine Eiskönigin, habe gefroren.

Du hast noch gefragt, ob - was weiß ich nicht mehr so genau. Du hast mir den Himmel versprochen, es regnet. Ich habe mich besonders gefühlt und schön.

Vergessen, was ich gesagt habe, in der Schublade klebt es in einer Kaugummiblase.

Vielleicht finden die weißen Männer ein „Ja“.

Wenn man Buchstaben zu lange kaut, verschwinden sie. Ich habe sie geschluckt, die Worte haben salzig geschmeckt auf der Zunge. Den Erdbeerkaugummi, den habe ich tot gekaut und du hast weitergekaut, vielleicht finden die weißen Männer ein „Nein“.

Mama, sag Mama, ich will wieder heim. Ich bin keine Prinzessin, Mama.

Wenn ich jetzt schlafen geh, bin ich morgen noch da?

nur durchreisende in der dürre

knochen sind leichter als edelstahl.
ich habe mir das messer
in den magen gestochen
und das messer war für das brot und das brot war für den magen.
im duden folgt auf transitivität:
transitland.
und das brot war nur transit.
der magen knurrt nicht mehr.
„mama, guck, ich hab was gegessen.“
und das synonym von durchgangsstaat ist:
leben.

abends ertrinkt meine zunge in schweigen

Pressen, pressen,
meiner Lippen Eigenleben,
meiden Sätze
(Wortesammlung, die verstaubt)
Grund: sie würden untergehen,
– der Konjunktiv weicht aus –
in hochprozentigem Geschrei

schürfen, schlürfen
meine geschlossenen Münder
aus klaren Gläsern.
(doppelte Pupillen)
Fall: weit geöffneter Augen
– reflexiv, fremd mein Gesicht –
träumt heimlich vom Fliegen.

könnte, könnte
das Fenster offen
sein, dein Blick füllt mein
(Ichverlust, tanzt nackt mein Bein)
das Glas: randvoll, taub die Flüssigkeit
– 2. Stock: zu hoch, zu tief? –
„trink schneller, dass nichts überläuft“

schallt mein Schweigen,
deine Zunge drängt
in meiner Lippen Distanzintoleranz
(mit Gewalt schiebst du)
– Abstand: sei wichtig –
Worte in den Rachen zurück.
Im Konjunktiv bleibt Ich, erstickt.

Zeitlosigkeit

Roter Abdruck des Messers. Hellrosa, wo deine Faust war.
Ein Moment, ein Kartenhaus stürzt.

Seite für Seite schlägst du, liest Zeile für Zeile, reihst Zeichen für
Zeichen ohne Lücken für Verluste, keine Trauer erlaubt, tropft Blut
aus der unendlichen Geschichte.
Kinderschrei, Monster im Bücherregal.
Beruhigende Eltern, alles wird gut, der Nachbar stirbt leise.

In Küchen kreiseln Zeiger, zerschneiden Gedanken in pfannengerechte
Träume. Ein Herz fängt Feuer, ein andres verbrennt.

Du schlägst glöckerne Klänge, ein Mensch springt vom Turm.
Vergoldeter Glanz hat einen metallischen Nachgeschmack im
Siebenzeichenflug.

Kalenderblätter vertreiben den Winter, sommergetrocknete Leichen
vergangener Seiten presst du in chronologische Form.

Einer hält die Luft an, die Zeit sein Leben.

Bahnhof, 18 Uhr

nicht gebrauchter Gegenstand
der wie neu
in der Gegend stand
und langsam zerbrach
aus der Flasche tropft leise
ein wenig Wertlosigkeit.

Straßenkampfmusik.
Rauch schlägt Wellen
schlagen sie im Rauch
verbaut die Perspektiven
schieben sich unter
Muster in der Haut.

doppelte Pupillen
halbieren seine
Einsamkeit
und weiße Pillen
malen bunte Flecken
in gewohnte Dunkelheit.

zu früh ein Kind erwartet
zu früh ein Kind ermordet
zu früh daran gestorben.
auf der Parkbank
spielt sie mit Lina
im Himmel verstecken.

Luftballons,
die nie die Wolken berührten,
Krieg am Horizont,
hat Haut und Träume durch-
stochen.
an ihrem Ohr hängt
ein vergessenes Kind.

IV.

**wenn ich mich nach stimmen sehne,
wähle ich die nummer des firmensupports**

Miriam Radlinger

Das Apothekenkreuz

Sie lag auf reinlich weißen Laken. Das Zimmer wirkte kahl, aber kein Laut hallte von den Wänden wider, wie es für gewöhnlich in einem unmöblierten Zimmer seine Art gewesen wäre. Vielleicht lag es einfach daran, dass schlichtweg Stille herrschte, aber bei ihrem dröhnenden Kopf konnte sie das schlecht ausmachen. Sie schloss kurz die Augen, öffnete sie wieder. Immer noch lag sie in diesem leeren Zimmer. Es war weiß, nur weiß, nicht einmal ein Bild hing an der Wand. Vorsichtig wandte sie den Kopf ein Stück nach links. Sie konnte einen kurzen Flur erkennen, der an einer Tür endete. Sie schloss noch einmal die Augen, diesmal jedoch nicht, um zu hoffen, in einem anderen Bett zu liegen, das in einem besseren Zimmer stand, sondern einfach nur, um den Schwindel abzuschütteln, der sie gepackt hatte. Ihr Blick, der in den letzten Minuten etwas klarer geworden war, schien in tausend Fasern zu zerfallen. Sie kämpfte dagegen an, ins Nichts zurückzufallen, aus dem sie soeben erst gekommen war. Ihre Lider klebten aneinander. Kopfschmerzen überrollten sie. Einen Moment blieb sie so liegen, sie konnte nicht anders. Was war das bloß für ein Leben in dieser Welt?

Dann drehte sie erneut den Kopf. Diesmal musste sie Kraft aufwenden, um ihre Augen erneut aufzuschlagen, sie zog mit aller Gewalt an ihren Lidern ... Fast fiel sie zurück ins Nichts.

Es war so *-los*.

Schwarz, das nicht besonders dicht war. Und es war leer, wie dieses weiße Zimmer, in dem sie lag. Nur war es schwarz. Weiß, schrie sie in Gedanken, denk an dieses Weiß. Fall nicht zurück, bleib hier. Schlag die Augen auf. Und diesmal gelang es ihr sofort.

Sie keuchte vor Anstrengung, zitterte am ganzen Leib. Ihr Kopf wollte bersten. Sie starrte an die weiße Decke, eigentlich logisch, dass sie weiß war, sie erwartete nichts anderes. Das Bild verschwamm wieder, wurde so fadenscheinig, so *-los* wie das Nichts, doch sie sah weiter diese Decke, die so weiß war, dass es beinahe wehtat.

Schau weg, dachte sie, schau zur Seite. Nach rechts.

War sie es, die ihr sagte, was sie tun sollte? War sie es, die über ihren Körper und ihre Gedanken herrschte, was alles war, was sie hier besaß, oder war es jemand anderes? Sie ließ ihren Kopf langsam nach rechts los,

sie ließ es zu. Als ihre Schläfe das Kissen berührte, fühlte sie sich, als wäre sie auf Stein gestürzt.

Ein Stöhnen, das erste, das sie von sich hörte in diesem Weiß. Es hallte von den Wänden wider, der Laut schien auf sie zurückzufallen, als er von den leeren Wänden abprallte, drückte sie tiefer in das glatte, regelmäßige Weiß des Kissens.

Stöhnen. Sie wollte es erneut, es schien das Einzige zu sein, wozu sie imstande war. Doch sie unterdrückte es. Jemand, war es sie selbst?, sagte ihr, es zu tun. Das Weiß zerfiel erneut zu Fasern. Sie wollte das Nichts nicht mehr aufhalten. Warum sollte sie hier liegenbleiben, mit höllischen Schmerzen? Wer wusste schon, wie lange sie das noch ertragen musste, wie lange dieses Weiß wohl noch währte? Gab es hier etwa nichts Dunkleres als Weiß? Die weißen Schlieren wurden durchbrochen. Etwas Rotes, genauso fadenscheinig, so -los wie das Nichts, doch gab es ihr Halt. Die Fasern fügten sich wieder zu einem Bild zusammen.

Sie konnte ein Kreuz erkennen. Ein rotes Kreuz. Von Grau umgeben, schien es zu strahlen. Lag sie oberhalb einer ... Apotheke? War sie in einem Krankenhaus? Die Gedanken verließen sie, zurück blieb nur das Weiß des Zimmers, das Dröhnen ihres Kopfes und das Apothekenkreuz.

Rot, umgeben von grauen Betonwänden, an denen sie aus dieser Position nicht vorbeisehen konnte. Doch das Tageslicht kam herein, und es war so weiß wie die Wände, wie alles in diesem Raum. Sie konzentrierte sich auf das Rot, es war ein Rot wie frisches Blut. Wie das Blut einer ... Wunde.

Es strahlte ihr entgegen, aber es schien, als ob die Strahlen, die Fasern des roten Lichts nur blass zu ihr hindurchdrangen, als würde das Weiß die Farbe des Rots dämpfen, wenn sie sich nicht darauf konzentrierte.

Das Dröhnen in ihrem Kopf wurde lauter. Unerträglich laut. Sie stöhnte, wandte den Kopf ab von dieser Welt, als sie noch einmal die Fäden sah, die sich erneut in Pixel auflösten. Doch dann kam ihr ein Gedanke. Fragen, die sie sich noch nie gestellt hatte.

Woher? Was war vorher? Wo war sie vorher gewesen?

Du lagst im Weiß, antwortete sie.

Antwortete wirklich sie?

Der Waagen-Skandal

Stellen Sie sich einmal vor, die ganze Erde würde gewogen werden, mit allem, was auf ihr lebt und steht. Die Waagschale müsste *riesig* sein, damit die Erde nicht hinunterfällt, und sie muss Milliarden Tonnen aushalten. Forscher haben schon unzählige Prototypen entwickelt, doch alle sind unter der Last zusammengebrochen. Man hat das Ächzen der Stahlfedern bis nach Europa gehört, obwohl die Erde mit dem Südpol auf der Waage liegen sollte, man braucht ja ein unbewohntes Gebiet ... Und heute, ja, heute ist es so weit: Ein letztes Testmodell wird ausprobiert werden, und diesmal wird es, ja, muss es der Erde standhalten, von der Größe her ist sie schließlich nichts gegen Jupiter oder gar die Sonne, bei der die Herausforderung ja nicht nur im Gewicht, sondern auch in der Hitze besteht. Die neueste Waage hat einen sehr feurigen Antrieb, mit dem sie die Erde nach oben und ein paar Meter aus ihrer Umlaufbahn heben soll – ein kleines Stück näher an die Sonne. Wahrscheinlich rührt daher in Wirklichkeit das Problem mit der Erderwärmung, nur weiß ein Großteil der Menschheit nichts davon. Nun ja, gegen diese paar Grad mehr sollte man doch wohl gewappnet sein, nachdem man es geschafft hat, die Sonne und sämtliche andere glühend heiße Testplaneten – bei den Wissenschaftlern heißen sie ja Sterne – zu wiegen. Denn die Erde ist schließlich nur ein Übungsmodell, das man dann, wenn das ganze Universum gewogen wird, aus dem Weltall nach draußen ziehen kann. Und die anderen Planeten aus dem Sonnensystem am besten gleich mit. Dann muss man sich um etwas weniger Gewicht sorgen. Eine einfache Rechnung wird das Gewicht des restlichen Universums dann mit dem unseres Sonnensystems vereinen, das natürlich immer eine Sonderrolle spielt.

Bernd Frick, Leiter und Gründer der Waagschalen AG, meinte kürzlich im Interview, nachdem ein weiteres Testmodell zugrunde gegangen war: „Das ist das letzte Modell, das so vernichtet wird. Jetzt wird die Erde gewogen werden, dann der Mond – was ein Leichtes sein wird ...“ – Er hat sich auf den Schenkel geschlagen und gelacht – „... und danach Schritt für Schritt das ganze Sonnensystem – sogar die Sonne selbst! Und dann – dann steht der Wiegen des Universums nichts mehr im

Wege! Mit diesen wundervollen Plänen sind wir den Aliens aus sämtlichen Science-Fiction-Filmen doch weit voraus, nicht wahr?“, lachte er erneut freudig.

Interessante Geschichte, nicht wahr? Ich finde, es ist an der Zeit, dass die Weltbevölkerung davon erfährt! Sie sollen an diesem Plan teilhaben dürfen! Bernd Frick steht voll und ganz hinter diesem Vorhaben, was natürlich zu erwarten ist, nachdem er mit solchem Einsatz Ingenieure bestochen und gezwungen hat, für ihn zu arbeiten und die Waagen aus-zuprobieren. Er selbst hat beim Konzipieren der Waagen keinen Finger gerührt, schließlich war es ja seine Idee. Warum sollte man seine Ein-fälle auch noch selbst umsetzen?

Aber wie wird wohl die Bürgerschaft reagieren, wenn Bernd Frick auch sie unterjocht für sein Experiment? Wohl eher milde, vermute ich ... Er verlangt ja nichts von ihnen, außer, dass sie samt ihrem Heimatplaneten in ein paar Jahren aus dem Universum ausziehen müssen.

Was er aber nicht bedacht hat – oder wohl eher keiner seiner Mathe- und Physiksklaven –, ist, dass Erde und Sonne immer im exakt selben Abstand aus dem Universum gezogen werden müssen. Sonst wird das nichts. Zu viel Hitze ist nicht gut für uns. Zu große Kälte auch nicht. Aber vielleicht kommen sie ja auch noch darauf. Jetzt wird erst einmal die Welt gewogen.

Rosa Engelhardt

stalagmiten

die fledermäuse sind wieder im sturzflug. tagsüber schlafen sie in kästen an der wand des hofes, aber um diese uhrzeit kommen sie hervor. ich werfe ein paar steine in die luft.

nur wenige fenster sind erleuchtet. wir sehen uns gegenseitig in die küchen. alle leben wir in uns hinein, fast glaube ich, wir höhlen uns aus. wir trinken, und das wasser schwappt unsere innenwände hinauf und hinab als wäre es die reling eines schiffes. ein schiff, das wasser in sich trägt, ein schiff, das ein leck hat. ich weiß nicht so recht, ob ich ein- oder auslaufe, ob es tropft oder in mich hineinsickert und sich irgendwo in einer brackigen mulde sammelt, aber ich weiß, dass da etwas ist, was bohren und brodeln kann. irgendwann kommt der punkt, an dem wasser faulig wird.

meine zähne sind verklebt von getrockneter mango. der zähe brei, in den sich die runzligen stücke in meinem mund verwandelt haben, hängt in irgendwelchen ritzen. ich frage mich, wie jemand auf die sündhafte idee gekommen ist, so eine sexy frucht wie die mango zu trocknen. getrocknet schmeckt alles wie seine umgebung. es wäre eklig, wenn ich jetzt jemanden küssen würde.

mir hat mal jemand erzählt, er*sie würde sich die fingernägel nur wachsen lassen, um in dem überstehenden nagel zigarettenasche von oberflächen besser sammeln zu können. ich könnte das nie. ich knabbere an den nägeln, weil ich es befriedigend finde, die dünnen hornkreise vom verwachsenen rest zu ziehen. auf der tischdecke vor mir reihen sich die abgeknabberten stücke wie halbmonde aneinander. Je nachdem wie ich sie wende, sind sie ab- oder zunehmend. ich lausche, ob wölfe danach heulen.

der efeu wuchert meine fenster zu. über mir ist es nur noch ein stockwerk bis zum himmel. ich habe eine hochebene und bin der decke ganz nah. wenn ich daliege und lausche, kann ich die schritte der nachbar*innen direkt über meinem kopf hören. gelegentlich haben sie auch sex. wenn ich die beine nach oben ausstrecke, berühren meine zehenspitzen die zimmerdecke. manchmal lasse ich sie da liegen und stelle mir vor, dass über mir gerade jemand steht und stillhält. dann berühren mich fast die füße einer*eines fremden.

wenn ich mich nach stimmen sehne, wähle ich die nummer eines firmen-supports. in der warteschleife drücke ich nacheinander die ziffern, und lausche auf die antworten, die das band mir daraufhin präsentiert. ich lausche wieder und wieder. wählen sie die eins. bitte gedulden sie sich einen augenblick.

ich habe so lange geduscht, bis meine finger ganz runzelig wurden. wenn ich das wasser lange genug laufen lasse, könnte es mich abschleifen wie eine dieser glasscherben im meer, ganz rund könnte es mich machen. oder es würde irgendwann einen tunnel zu meinem inneren wasser, meiner höhle, graben. im gulli laufen all unsere körperflüssigkeiten zusammen. so gesehen ist die kanalisation einer der intimsten orte der welt. der nahe see ist umgekippt, die menschen gehen nicht mehr schwimmen. ich sehe es am hof, wo seit tagen die bikinis und hosen vom letzten bad auf balkonbrüstungen trocknen. ich rieche es auch. es liegt ein geruch nach algen in der luft. eigentlich müsste es regnen. die fledermäuse fliegen tief.

in einer anderen küche wird abgewaschen, ich höre das wasser laufen. zwölf meter unter mir landet ein stein. irgendwo existiert ein echo.

sättigung

ich habe besteck für jeden anlass, ich habe nichts, aber auch gar nichts versäumt, ich könnte alles kochen. ich könnte eine tafel decken mit einer orgel an besteck, das nebeneinander auf der serviette liegt, im singsang vom teller weg immer kleiner werdend. immer sonntags hole ich ein tuch hervor und poliere jedes einzelne teil, bis es glänzt, bis ich mich darin spiegeln kann. dann lege ich alles sorgfältig zurück in die schublade. manchmal, wenn ich lustig bin, nehme ich die tischdecke aus dem obersten schrank und arrangiere, lege messer an gabel an löffel, platz-, menü- und suppenteller, untertassen und -tellerchen, soßenschalen und trinkgläser, wasser- und weinkaraffen, tablett, zahnstocher, gewürzstreuer, blumenbouquets und fein gefaltete servietten, ich habe welche für jeden anlass. alles hat seinen platz und fügt sich in das bild. mal decke ich für zwei personen, dann für drei, vier, manchmal auch die ganze tafel für sieben oder mehr. für eine person decke ich nicht.

dann räume ich alles wieder ein, in den schrank und die schubladen. wenn ich lustig bin, schlüpfe ich in die besteckschublade. vielleicht bin ich auch gar nicht lustig, sondern müde, oder beides, ich suche mir einen ort zum schlafen.

bei den gabeln ist nicht mehr viel platz, sie liegen eng aufeinander. so viele gabeln sind es, für jeden fall: tafelgabeln, menügabeln, dessertgabeln, konfektgabeln, kartoffelgabeln, pommesgabeln, fischgabeln, tranchiergabeln, fonduegabeln. übereinander liegen sie und nebeneinander, die zinken in dieselbe richtung unterschiedlich weit herausragend. wie ein nagelbrett sieht es aus, eines, wo man die hand gegenpresst, bis sich die finger auf der anderen seite abzeichnen. ich umfasse vorsichtig die zinken, diese spieße, die jede speise mit luftlöchern versehen. die gabel ist mein erstes werkzeug, ich nehme sie immer und pikse erst einmal ins fleisch, um sicherzugehen, dass es auch wirklich tot ist.

die messer sind in der schublade zusammengepresst, sie erinnern, in reih und glied gebettet, an schillernde sardinenkörper, die sich in eine konserve kuscheln. fast bequem sieht es aus. wenn ich mich dazulege, schmiegt sich der chromstahl an meine haut, glatt und kalt fühlt es sich an, auch hier ähnlich wie der leib eines fisches. buttermesser, obstmesser,

tafelmesser, steakmesser, tortenmesser – alle sind geeint, große wie kleine polierte körper. die schneidezacken strecken sich mir wie attrappen-zähne entgegen. meine finger fahren an den zacken entlang, hinauf, hinab. wie die messer so friedlich daliegen wirken sie ungefährlich, beinahe versöhnlich. von allein trennen sie nichts.

am engsten liegen die löffel, doch nur in gruppen liegen sie, denn sie passen nicht alle zusammen. die winzigen köpfe der cocktaillöffel schmiegen sich nur an ihresgleichen, ebenso die kaviarlöffel, die teelöffel, sahnelöffel, soßenlöffel, suppenlöffel, probierlöffel und besonders eigen in ihrer rilligen form, die zuckerlöffel. auch wenn diese bestecke so eng zusammenliegen wie keine der anderen, fühle ich mich seltsam abgestoßen davon. die vielen gebogenen körper, rücken an rücken, die diese eingedellten häupter tragen – wenn ich hineinsehe, sehe ich mich wie in einem zerrspiegel, konkav verbogen, eingewölbt, grausig verschoben. höhnisch sind die löffel, sie können so viel schöpfen und so tief, höhlen alles in eleganten halbkreisen, bis bloß die hülle bleibt. ich komme mir verschluckt vor, eingesogen.

letzendlich lege ich mich zu den messern, die messer, die nicht so scharf sind, die messer, die fischig sind, das ist noch am bequemsten, ich liege da und denke, und ich will auch.

ich will ausgewickelt werden aus knisterndem papier und dann vorsichtig in die eine und andere richtung gedreht einem prüfenden blick ausgesetzt sein, dann zurechtgestutzt und in kochende brühe geworfen, wo ich in meiner besten form erstarre, ich will abgeschmeckt werden mit schwarzem pfeffer, petersilie und weißwein, weil das so gut zu mir passt, ich will, dass mich jemand probiert und sagt, da fehlt noch etwas salz. ich will gekocht werden, geschmeckt, und mit einem rosmarinzweig garniert. ich will der hauptgang sein, und das entrée, die nachspeise und der groß aus der küche. ich will gerochen werden, tief eingesogen in die nebenhöhlen, und geschlungen, geschleimt, zermalmt, will rachen und gurgel und speiseröhre hinabgleiten, mich im magen mit mir selbst vermischen. ich will gelöffelt werden und geschlürft, geschnitten und zerteilt, zerbröckelt und davor mit einem kleinen pikser auf leben geprüft. ich will von tellern

geleckt werden und aus schüsseln gekratzt, ich will es wert gewesen sein,
den abwasch zu machen.

jeden sonntag, wenn ich lustig bin, da decke ich – und lege mich später
in den schubladen schlafen. und am montagmorgen, da wache ich
hungrig auf.

Julian Sebastian Fröhling

Bauernkind

Neben mir wird gesagt:
Das Kind läuft
wie ein Bauernkind.
Es hebt
den linken Fuß dabei,
die Gummistiefel,
auf zur Hose,
rotieren von den Hüften an.
Dann kommst auf,
wie zum Fersenschonen.
Ich denke eher das ist
gegen den Uhrzeigersinn,
nach linksaußen
und daher Spiel.
Spiel vielleicht gegen das Feld.
So sind die Gummistiefel,
vom Trotz befallen,
landen hinten,
in Pfützen.

Der alte Mann

An der Häuserwand steht ein alter Mann.
Von der Seite sind seine Backen
ein Teil des Backsteins,
rotgebrannt vom Schnaps.
Die Flasche ist der Augen beraubt.
Auf dem Mülleimerdeckel ist sie ein
Bekannter geworden, vom mechanischen
Auf- und Absetzen.
Die Hände werden langsamer mit jedem Schluck,
immer dickflüssiger wird die Haut,
der Bart trieft hochprozentig,
die Knochen machen alles klein,
versteifen sich an kalter Luft,
stehen aus und ab wie Drähte.
Im Wind klirren erst sie,
dann die Gläser.
Daumen und Zeigefinger sind
Flaschenkopf geworden.

Überbleibsel

Der Postbote hat seinen Handschuh
abgestreift.

Hinter seinem Rücken liegen fünf schwarze Finger,
ein dritter Schatten aus Kunstfell.

Er rennt die Treppen herunter.

/

Ich warte vor dem Fenster.

Der Handschuh

hat das Warten angenommen,

die Marienkäfer,

haben die Hauswand angenommen,

ihre Punkte tragen Teile einer Spannung,

gestapelt sind sie unerträglich.

Dann schwirrt einer davon,

das Flügelgefalter macht mich

den Einzelschlag vergessen.

Hinter den Elytren

schwingt gelb.

Der Tisch,

kann seine Platte vergessen.

In einer leeren Stadt

Im Eck der fünfstöckigen Wohnung,
steht die Marmorfrau.

Die Hüften zwei Kräne,
Graben in zwei Baustellen,
graben sich den Boden
ab.

Arme reiben den Bauch,
wie zum Feuermachen,
Marmor fröstelt beim leisesten Zucken der Straßen.

/

Die jungen Grillen warten vor den Fenstern.

Eine alte Dame hinkt,
linksgerichtet, über die Fußgängerzone,
auf die Autos zu.

Immer wieder ein Hupen,
mal drohend,
mal warnend
und für die Dame,
nur ein Klang unter die
gehöhlte Frisur.

Die Regentropfen fallen auf Platinblond,
faule Äpfel:

Damals.

Auf dem Bauernhof.

Als das Vergehen noch Sehnsucht war.

Der Kopf der Skulptur schaut in das Blau,
aus Angst vor den Richtungen.

Das Telefonat

Ich trage eine Vorwahl,
und sieben Nummern weiter,
mein Arm ist vollgeschrieben,
du sagst:

Hallo

Ich denke:

Die Wahrheit drängt sich nicht durchs Kabel,
wenn ich sie pflücken will
brechen mir die Kuppen.

/

Ich bin erschrocken
von der Pointe,
du erschrickst
vor meinem Lachen.

Darin steckt noch
Furcht.

Ich weiß nicht,
wo drüben meine Stimme steht.

Wundere mich,
halte die Leitungen still.

Du sagst:

Es hat sich leergesprochen.

Deine Stimme sind Punkttöne
mit gleichem Abstand.

Ich halte den Abstand,
meine Arme dich dazwischen.

Die Intellektuellen

Da besteht durchaus eine Analogie,
er spricht,
als würden sich die Worte
drehen durch Schneckenhäuser.
Verklungen stellt er den Satz,
nackt, in den Raum hinein.
Unbedeckte Füße
wollen sich am Tischtuch halten.
Stolz ist Chitin in dem Fenster des
A.
Der Unterschied, sie leben mit der Kunst,
ich davon.
Ich rede,
als würde ich schweigen wollen, denn
mehr kommt nicht durch dichte
Koteletten.
Sie irren sich,
meine Hände wären doch ganz leer
ohne Kunst.
Mein Pinsel aber klammert sich nur
um leere Hände.
Die Allegorie hebt meine Mundwinkel,
wie ungewöhnlich leichte Hanteln.

Eilende Gedanken

Meine Finger schnattern über den Bettbezug,
es klirrt wie gemustertes Glas,
aus dem Stoff.

Meine Gedanken sind zweibeinig.
Ihre Schritte machen den Boden wellenförmig,
ich möchte voransegeln,
das Schiff hat den Kiel in Denkströmen,
den unförmigen Kiel,
den erlogenen Stahl.
Mit vollem Dampf,
die Haare sind ein weiteres Meer,
die Füße vom Grund beraubt.
Bin ich kurz voraus:
Ich bin zurück.

/

Bin ich kurz voraus:
Die Ahnung ist mein Boden,
kein zugänglicher Platz.

Vor russischen Türen

Tage vor russischen Türen,
Farben suchen.
Durch alles wandern,
und halten vor dunklen Malen,
die lang wandeln, im Licht
dunkle Höhen bilden.
Wir waren so,
dass wir eine Suppe teilten.
Am Löffel
hätten meine Zähne
Spuren gehabt,
in deinem Haus ein Bild.
In ihrem Rücken
lauter Petroleum,
dass du mir stets so...
groß warst.
Tage vor russischen Türen,
und die Klingel,
gestorben.

Vater und Tante

Seltsam,
dass du mir deinen Kopf gegeben hast,
im Angesicht der Fenster.
Dass unsere Silhouetten eine waren im Gegenlicht.

/

Seltsam,
dass du mir deinen Kopf gegeben hast,
wie ohne Haare
und ich ihn trug, nicht hielt.

/

In Träumen darf man faseln.
Und oft gefaselt habe ich

/

und dich gesehen, auf dem Friedhof,
ohne Haare und gerannt bist du,
wie roter Stoff, mit wildem Faltenwurf.
Vom Wind getragen.

/

Deine Schwestern waren weit daneben.

/

Seltsam,
dass du rot warst.

Gelbe Regenjacken

Den Schmalseiten der großen Häuser folgend, endet man bei den Seitenstraßen.

Kleine, vorgekehrte Gärten, an denen punktiert ein Busch, eine gestutzte Birke, gesetzt wurden.

/

Im Gleichklang sind die Klingeln.

Im Gleichklang von Stille,
da hinten, am Fluchtpunkt, der Park beginnt.

/

Man bewegt sich vorbei an hellen Gemäuern
mit dunkelgrünen Türen.

Man ahnt die Flure, Esstische, Zeitungsstapel,

/

Birken, Büsche.

Man ahnt sich fort, sobald man den Rhythmus kennt.

/

Links von mir erscheinen drei Kinder mit gelben Regenjacken.

Mit gelber Regenjacke schaut eins zu mir auf, ich zu ihm,
die Stirn von der gelben Kapuze geschnitten, der Stoff geballt vom Luftraum.

Die Beiden links und rechts wenden sich ab, man sieht gelb gebläht die Kapuzenrückseiten.

/

Dreimal in gelben Regenjacken standen dort Kinder,
wiederhole ich im Park,
von denen es mich angelächelt hat.

/

Wir mit den geschorenen Haaren fügen in unser Frühlingslied:

Dreimal in Gelbem, ein Kind, lächelnd, weil ich mir rote Kleider erlaube.

Beim Park strömt alles zum Stillstand der Zivilen.

Dort treibt sich Obdachloses um.

V.

**Sie sagte: Oh, der Trübsinn ist ja schon
zwei Meter weiter vorne**

Ruta Dreyer

Freier Fall

Ich sehe deinen Körper im Bass, der vor dem Mischpult steht auf dem du zwischen den Spuren hin- und herwechselst. Auf der Überholspur gefällt es dir am besten. Wenn sich dein mit dem Rhythmus verzerrender Körper in alle Ecken des Raumes aufzulösen scheint, oder wenn es keinen Raum mehr gibt.

Ob die Ursache dafür jetzt chemische Substanzen, die Eigentümlichkeit der Melodien im Raum oder Ideen, die wir über Ideen haben, sind, lässt sich nicht sagen. Auch wenn das hier dein Kinderzimmer ist oder war, in dem du dir damals die Seele aus dem Leib geschrien hast und man hin und wieder ein altes Kinderbuch unter dem Sofa oder im Mülleimer findet, ist dies kein gesicherter Beweis für seine oder deine wirkliche Existenz.

Deine hellblauen Locken fliegen leicht auf und ab, sie sind das Leichteste, das ich mir im Moment vorstellen kann. Auf Frisbeescheiben liegen ausgehöhlte Augenringe und dazwischen die überfahrenen Streifen dünner Speed-Lines. Die Zebrastrreifen liegen als weiße Krümel in den Falten zusammengeklappter Arme und knorrige Zehenspitzen streifen schwer über den Boden.

I like being a ghost

and I never liked myself as much as this.

Es ist drei Uhr oder so und Farben hängen schief zwischen Fensterbrett und Schreibtischkante. Als wären die Farben reine Gegenstände, die wir aus- und wieder einpacken könnten. So halb übereinander geklappt sind die Körper alter und neuer Menschen hier: So voller Ehrfurcht und halber Zweifel. Dein zugeballerter Körper erhebt sich im Hass gegen den Rest der Menschheit und ich frage mich, ob es eher Selbsthass oder bedingungsloser Hass auf alles ist. Umtrieben von eigener Immoralität versenkst du dich in den Tiefen schwerer Bassspuren und lässt deine Finger über das Mischpult gleiten.

Techno war für dich schon immer die Radikalität aller Gefühle und damit die Bedingung, nichts mehr zu fühlen. Die Bedingung, auch die Geschichten auszulöschen, die ich dir erzähle, von Konservenbüchsen, in denen Menschen leben und der Versuch von Grenzziehungen, durch die Sperma fließt. Wenn du in den Club gehst, sind da doch eh alles Schlampen und Hurensöhne, stampfende Leute auf den Tanzflächen einer minderwertigen Masse. In den oszillierenden Farben, in denen du lebst, bist du weise geworden und erkennst die Nichtigkeit moralischer Grundsätze. Es wird vier Uhr und die Speed-Lines werden breiter. Auf dem Bildschirm tanzen Farben, die sich in dir einnisten wie manchmal der Geruch von Tabak in deinen Fingerkuppen, mit denen du Dinge abzählst, die du noch sagen willst, mit denen du weiblich gelesene Menschen unterbrichst. Was brichst du noch? Mit Normen, die in einer von Hedonismus unbekanntenen Gesellschaft geschaffen worden sind, *i hate standards too*

und dass du reproduzierst, ist dir nicht bewusst.

Es treiben wieder die Amplituden in die schmerzlose Gottlosigkeit. Wo es keinen Sinn gibt, wo es keine Moral gibt und wo es kein Morgen gibt. Wir werfen uns trauernde Blicke um unberührte Nervenfasern zu und lassen den Schweiß in kleinen Kugeln über unsere dünne Haut abperlen.

I am not professional,

I only have basic feelings.

Wenn du deinen ganzen Hass doch wenigstens auf den Staat lenken würdest, auf das Gefühl, ausgebeutet zu werden und als willkürlicher Haufen zusammengeschweißter Zahlen auf wackligen Werktschen der Konzerne zu liegen. Wenn du die Kausalität für deine eigene Unbrauchbarkeit doch wenigstens in Ellenbogen, aufgeweichten Knien und autoritärer Sozialisation sehen würdest.

Maybe we could hate together, then.

Und wie wäre es, wenn du sagtest: Dieser soziale und dieser

praktische Vandalismus hat einen Grund und eine
Notwendigkeit aus meiner Unterdrückung
i want to break free!,
wenn du in den Fensterscheiben der riesigen Hochhäuser
Tag und Nacht gleichermaßen widergespiegelt siehst.
Wenn du wüsstest, dass der Hass in dir erzeugt wurde,
dass du nicht mit ihm geboren wurdest.
Obwohl ich dich mag oder mögen könnte, für deine Grund-
sätzlichkeit, dein Vermögen, sich abfällig gegenüber
eigenen Erwartungen zu verhalten und die Fähigkeit, stunden-
lang in schwirrenden Höhen auf derselben Stelle zu tanzen,
dass du nicht müde wirst, vom Bass und dem Vakuum hier.
Wir kennen den Exzess und wir wissen, dass alles im Grunde
genommen auf ihn hinausläuft. Dass es das einzige ist,
das Sinn ergibt, dass es die einzige Rationalität ist, die wir
anstreben können, dass es die einzige Anforderung ist, die wir,
wenn wir sie stellen, mit Hoffnung stellen können.
Es ist schade, dass wir nicht zusammen
in dieses dunkle Loch eintauchen können.
Der Techno, den du ballerst, ist so laut und deine Finger
so zittrig, dass du jeden Tag ein Stück tauber wirst.
In dunklen Kammern liegen weitere Spuren weißen Pulvers
vor dir. Pappen warten in Nischen und du freust dich auf
Nächte, in denen du frei bist und andere Menschen dafür
einschränkst.
Welcome to utopia.
Es ist fünf, als ich meine Sachen zusammenpacke und dein
Zimmer verlasse, den Raum, der also doch existiert. Dann
schlüpfe ich durch die Haustür hinaus in die verstopften
Blutgefäße der Stadt und strande in grauen Straßen. Auf
dem Nachhauseweg dröhnt der Bass in meinem Schädel nach.
Die Furchen meiner trockenen Lippen hängen wie zugeklebte
Geister an meinem Körper und ich freue mich auf den freien
Fall der U-Bahn im dröhnenden Tunnel.

Miami

Als Hanna in die Wohnung schritt, in die enge, kleine, abgedunkelte Wohnung, kroch sie unter ihr Bett und legte sich in die Pfützen vergangener Tage. Sie leuchtete mit der Taschenlampe in ihren Mund und fand Risse. Jemand sagte dann ganz sensibel, wie wunderbar ihr das Licht in die Zähne fiel, wie weiß die Zähne schimmerten und das Lächeln ... dieses Lächeln! Hanna fuhr sich verlegen mit der Hand durch die Locken. Wie langsam Spucke auf Haut trocknet. Und welch große Lücke es gibt, zwischen Himmel und Heute.

Als sie dann aus der Wohnung lief, suchte sie in den Wolken nach anderen Rissen: also welchen, die sie einseitig beobachten würde, die nicht zurück beobachten konnten. Sie lief durch Leuchtreklame und vorbei an Zähnen in schäumenden Mäulern. Hinter dem Gitter einer Baustelle glotzten sie zwei Arbeiter an und einer piff ihr hinterher. Da schaute sie in den Himmel, so: mit dem Nasenrücken gen Wolken, mit dem Kopf im Nacken. Und welch große Lücke es gibt, zwischen Himmel und Heute.

Im Supermarkt waren zwei müde Teenies gestrandet. Sie sahen beide so durchbrochen aus, irgendwie. Früher hätte Hanna mit ihnen randaliert. Heute schlief sie mit Jemand unter ihrem Bett. Sie kaufte sich einen Nudelsalat, in dem kaum Nudeln waren und den Rest gab sie den Teenies. Die standen mittlerweile draußen, aber unter dem Dach, weil es regnete. Und der Regen fiel aber auch unter das Dach. Hanna spannte eine Plastiktüte über ihrem Kopf auf. Kommt mit darunter, sagte sie zu ihnen. Und dann standen sie zu dritt unter der Plastiktüte. Irgendwann flog ein Vogel vorbei, der sich auf das Dach setzte und sie setzten sich unter ihn, um ihm beim Singen zuzuhören und ihm zuzuschauen, wie er sich ein Nest baute. Da schlugen die beiden Teenies vor, auch ein Nest zu bauen.

Hanna erinnerte sich daran, dass sie irgendwo arbeitete und lief ihrem stumpfen Trübsinn hinterher. Sie sagte: Oh, der Trübsinn ist ja schon zwei Meter weiter vorne. Und dann beeilte sie sich, um ihn einzuholen. Als sie mit ihrem Gähnen zwei Löcher in den Himmel riss, durchbrach ein Blitz die Landschaft. (Falls es eine Landschaft gab.) Und zwei wütende Krähen stürmten in das Bild und darüber hinaus. Sie wollten eigentlich nur weg.

In ihrem engen grauen Rock fühlte sich Hanna manchmal so eingesperrt. Und den Kaffee konnte sie kaum halten, weil er so heiß war. Immer tropfte er über und in ihren Ausschnitt. Durch den Kalender fiel sie in ein schwarzes Loch, anschließend rasierte sie sich ihre Beine an der stählernen Stechuhr.

Wie war es auf der Arbeit, fragten die Jugendlichen, die sie auf ihrem Nachhauseweg traf. Mittlerweile war ihr Nest schon halb fertig. Wird das eine Arche, fragte sie, weil es wieder regnete. Weil einen Vogel habt ihr ja schon mal. Die eine lachte und mit ihren starken Armen flocht sie die Strähnen weiter. Im Licht der Sonne glänzten ihre Muskeln unter dem dünnen T-Shirt.

Ihr könnt ja mitkommen, zur Arbeit, sagte Hanna. Und dann da randalieren. Das sagte sie spaßeshalber, so: halb Spaß, halb Hoffnung. Vielleicht ist die Lücke zwischen Heute und Himmel ja nur so halb klein. Ich spring halt nicht gerne über große Löcher, sagte Hanna, als sie in ihrer Wohnung ankam. Und als sie da Jemand unter dem Bett sah, und über sich die weiße endlose Decke, klappte sie ihre Beine zusammen und richtete sich auf.

Ich geh jetzt nach Miami, sagte Hanna. Sie packte ihren Koffer, den großen schönen braunen, mit dem schweren Griff und den leichten Rädern. Sie packte ein: die Zahnbürste, die Latzhose, den Pinsel. Und dann fuhr sie nach Miami.

spieglein spieglein an der wand

ich bin traurig
ich bin eine Schlampe
ich bin schön
ich bin voller Luft
ich bin ungeschminkt
ich bin Scham
ich bin leichtfüßig
ich bin Nageldreck

Fanny Walger

Eddingstriche

Ich habe geraucht, weil das Lied gepasst hat
und die Sonne, die unterging,
sich wehrte gegen ihr oranges Ich
und mich auf dem Geländer, beinebaumelnd

Ohne Städtebesuche und mit gerade sieben Grad
endete mein Frühling
Mit stechendem Geschmack im Mund
und dem Wind in meiner Richtung

Der Stein, auf dem unsere Namen stehen,
wollte jemand sein, der in der Sonne leuchtet
Wer wir waren, nur zwei Eddingstriche:
zu abseits für Entdeckungen durch nachdenkliche Fremde

Ich wollte es dir sagen, das Klicken des Feuerzeugs
aufnehmen, „viel besser“, dann wollte ich es sagen
Hab gar nichts gesagt
Die Sterne sind trotzdem über mir

Schummerlicht

Ich erinnere mich an die Bowlingbahn,
wie du auf der Lederbank saßst
Die Haare, die von deinem Zopf abstanden,
umtanzt von lila Schummerlicht

Mein Arm erzwungen lässig auf der Holzkannte
und du hast die Kugeln angestarrt,
wie sie wieder zurückgerollt kamen
Und als du mich ansahst, sagte ich „Ach nichts“

Deine Handgelenke sahen blässer aus als sonst
Du hattest ziemlich viel getrunken
Auf allen Gläsern ein zartrosa Abdruck deines Lippenstifts,
Gelächter im Hintergrund und leere Blicke

Sonett in Nataschas Handschrift

Balancieren um den Schlamm herum
Deine Sommersprossen und
Everything You've Come To Expect
Gespielte Verwunderung

Wir entfernen die Zecken mit den Fingernägeln,
genug Risiko für einen Tag
Papa schläft heute nicht zu Hause,
ein Grund weniger zur Aufregung

Und ich stelle mir das Auto vor
Du neben ihm auf dem Beifahrersitz,
wie dein Haar aus dem offenen Fenster weht

Und mit dir auf dem Highway
verschimmt die Person, die den Spitznamen trägt,
den nur du mir gegeben hast

Letzte Male und Restnikotin

Wir rauchen Zigaretten auf der Wiese hinter Edeka
Wir sehen keine Wohnblocks und zu viel Beton,
heute nicht,
weil wir es nie wieder sehen müssen

Und du drehst die Musik in deinem Auto laut
Wir singen mit obwohl das Lied zu hoch ist,
hinweg über Rufe und Hupen
Du siehst gut aus, wenn du glücklich bist

Wir werden nicht ausbrechen und nie wiederkommen
Aber heute Mittag,
inmitten von letzten Malen und Restnikotin,
könnten wir

Herbst

Du spürst das Leben im kühlen Nachtsauerstoff
Der raue Sprenkelstein unter deinen Zehen
Die Lichter der Stadt, die du nicht kennen lernen willst,
weil sie dir den Schlaf raubt mit ihrer Leuchtkraft

Du starrst auf das blinkende Orange des Flugverkehrs,
kommst selbst nicht weiter als bis zur stillen Reklame des Indie-Kinos
Da war Club der toten Dichter
und Karamellgeschmack im Mund, als du vorbeigehst
Wir wollten Nihilisten sein in schwarzen Converse
Auf Bahngleisen balancieren und steinigen Hügeln mit gelblichem Gras,
mit Grunge aus den Lautsprechern deines Volvos

Wir haben die Steine jeder Ecke alphabetisch sortiert,
als könnten uns nur die Schwäne hören
Aber du hast den Herbst in ein Glas getan und zu fest verschlossen

Bushaltestelle in spe

An deinem Handgelenk trifft sich Dreck mit geraden Kratzern,
der Nebel aus deinem Mund verdeckt langsam deine Augen,
der Leberfleck auf deinem Wangenknochen genießt die Aufmerksamkeit
Auf dem kalten roten Metallsitz der Bushaltestelle in spe

Du stellst dir vor, wie du hier mal ständig Kaffee trinkst,
wie du deinen Namen auf Salatschüsseln schreibst
Du siehst dich Menschen umarmen, von deren Existenz du noch nicht weißt
Du siehst dich ein wenig stammeln, wenn es um früher geht

Irgendwie weißt du nicht, ob das Zukunft ist oder wer du gern wärest
Du kannst dich nicht vergessen, im Vakuum atmet man nicht,
du bist der Gleiche, mit deinem Haar unter der grünen Mütze

Im Himmel ein Fingerabdruck, du kannst es nicht wissen
Das sind die Tage im siebten Bund
E-Moll mit viel Übung

Lukas' Gedicht

Du hast einen Mückenstich auf dem linken Knie
Auf dem Polaroid lächelst du sogar,
drehst gedankenverloren an deinem Armband
Manchmal kann ich teilhaben an deinen Kopfhörern

Nachts verrätst du mir deine Lieblingsjahreszeit,
das beste Lied, dein Sternzeichen;
aber du sagst nie, warum du hier bist
Und ich weiß nicht, warum ich auf meinem Sofa schlafe
und du um vier in dein Kopfkissen weinst

Wir trinken nicht so viel, wie ich angenommen hatte
Immerhin haben wir dir gestern eine zweite Jacke gekauft
und in der Hitze gegessen, du in meinem Lieblingshemd
Einmal wolltest du mich küssen,
ich weiß nicht, warum ich Nein gesagt habe

Katharina Heinrichs

Sommertagsausflug (Auszug)

„Woran denkst du gerade?“

„Zigaretten und Pizza.“

Lee lachte.

„Kippen sind im Handschuhfach, Pizzeria gibt's im Nachbardorf. Wobei Pizzeria auch sehr wohlwollend ausgedrückt ist.“

Ich startete den Wagen.

„Wir können morgen hinfahren“, er beobachtete, wie ich den Arm an seine Kopflehne legte und ausparkte.

„Können wir mit dem Auto hin?“

„Zwanzig Minuten über die Autobahn oder quer durchs Feld, sonst –“ Er unterbrach sich.

„Sonst?“

„Wie sonst?“

„Du hast sonst gesagt.“

„Kann nicht sein.“

„Es gibt eine Alternative.“

„ – Nein gibt es nicht.“

„Sag schon.“

Er schüttelte den Kopf.

Ich zog die Bremse an und wir blieben stehen. Er seufzte: „Mit dem Fahrrad.“

„Und was ist daran das Problem?“

„Ich hasse Fahrräder. Beruht auf Gegenseitigkeit.“

[Sie beschließen doch zu fahren]

Lee wartete an der Kreuzung vor seinem Haus. Er trug ein bauchfreies Hemd mit gelben und weißen Streifen und eine herzförmige Sonnenbrille in Türkis. Sein

Rad war so ein schlankes, unpraktisches Damenrad ohne Gangschaltung oder Reifen, die irgendwas brachten.

„Hey.“

Als er mir den Kopf zuwandte, blitzten seine Ohrenpiercings: „Hello Max, bereit?“

[*einige Zeit später*]

Der Hügel war irgendwie größer als gedacht. Die Sonne brannte herunter, der Gipfel und die Bäume kamen nur langsam näher. Wir kämpften uns eine Landstraße hoch, die von Bäumen gesäumt durch die trockenen Felder schlenkerte. Weiter weg umgab Wald die Felder.

Lee schnaufte und keuchte, er fuhr in großen Bögen hinter mir her und nahm jedes bisschen Luft, das er übrig hatte zum Schimpfen.

„Alles gut? Ich –“

„Nicht umdrehen!“

„Wieso nicht?“, ich wandte mich wieder nach vorne.

„Kein Typ darf Lee Adams in einer so demütigenden Lage sehen.“

„Na dann mach schneller.“

„Ein Scheiß mach ich.“

Aber er trat noch einmal in die Pedale, und dann waren wir oben. Es wurde gerade ... Es ging langsam wieder bergab. Lee umklammerte seinen Lenker. Ich wandte mich zu ihm.

„Wag es ja nicht zu bremsen.“
Dann ging es ganz nach unten. Ich spürte den Wind, das Licht zwischen den Blättern flackerte in meinen Augen. Wir bremsen nicht.
Der Wind in meinen Haaren rauschte mir in den Ohren. Ich nahm die Hände vom Lenker, ein kurzer Stromschlag, und breitete die Arme aus.
„Und jetzt lass los!“
„Eher nicht.“
„Los!“
Ich hielt ihm die Hand hin. Ich konnte nicht aufhören zu grinsen. Er atmete laut ein. Aus. Dann umklammerte Lees Hand plötzlich meine. Ich konnte seine Ringe und Nägel spüren.
„Okay“, er atmete tief durch, „Okay.“
Sein Griff gab nach und er richtete sich auf. Ich hielt ihn weiter fest.
Keiner bremsen mehr. Wir wurden schneller.
Die Sonne blitzte nur noch, wir waren schneller als Licht.
„Ach du Scheiße.“, Lee lachte auf. Ich musste auch lachen.
In dem Moment war das hier alles auf der Welt, auf der Erde.
Die bewegte sich ohne uns sowieso nicht.
Wir waren am Ende des Hügels und rasten die Allee entlang. Die Baumreihen verschwommen auf beiden Seiten. Und als der Schwung langsam

verschwand, bemerkte ich erst, dass ich mit Lee Händchen hielt. Und dass er mich irgendwie unaufhörlich zu sich und an den Rand –

„LEE BREMS!“

Seine Hände zuckten zurück. Ich bremste und merkte, wie mein Hinterreifen nach oben flog, Lee raste schreiend weiter, ich überschlug mich, knallte auf den Asphalt und das Fahrrad auf mich drauf, der Sattel bohrte sich in meinen Rücken und kurz war da weder Schwerkraft noch Raum, ich schwebte im Nichts, alles war weiß.

Dann der stechende Schmerz in meinem Rücken, der bis in meine Knochen reichte, meine Arme, meine Hände mein Kinn, meine Knie. Das Brennen und Stechen und Pulsieren war so krass, ich wünschte ich wäre ohnmächtig geworden.

„Fuck“, ich glaube ich schluchzte kurz. Oder wahrscheinlich nicht. Ich presste die Zähne zusammen und befreite mich aus dem Rad, trat es weg. Die Stelle an meinem Rücken tat so noch mehr weh. Die Wunden an meinen Ellenbogen waren blutig, aber ich konnte noch beide Arme bewegen. Ich wollte nicht. Aber ich konnte. Vielleicht sollte ich kotzen. Oder mich kurz hinlegen. Aber dann könnte ich an der Kotze ersticken. Alles brannte.

Wieso konnte man die Zeit nicht zurückdrehen. Nur ein paar Mal im Leben. Ich würde jetzt gern meinen Joker einlösen.

Wieso konnte ich weder heulen noch kotzen.

Das einzige Gute: Ich hatte meinen Kopf bis aufs Kinn schützen können. Und ich schmeckte kein Blut. Die Zähne taten weh aber fühlten sich nicht lose an. Nicht weiter drüber nachdenken.

Ich stand auf, alles drehte sich um 60 Grad. Langsam stützte ich mich auf meine Knie. Ich hörte das Rascheln der Bäume und der Sonne. Nein, der Sonne nicht. Lee.

„Lee?“

Ich war ein paar Zentimeter neben weichem Gras gelandet. Die Straße rahmten zwei breite, nicht tiefe Gräben. Lee war mit dem Fahrrad weitergerast und lag jetzt zwanzig Meter weiter vorne da, den Kopf am Lenker und die Pedale zwischen den Knien.

Ich humpelte zu ihm. Die letzten Meter ließ ich mich fallen und krabbelte.

„Lee!“

An seinem Kopf war kein Blut.

„Kannst du mich hören?“

„Ja leider, denn das bedeutet, dass ich nicht tot bin und dieser Straßengraben mein Hemd ruiniert hat, dass teuer war und wenn es gerissen ist, werde ich zuerst den gesamten Graben

zerbomben und –“

„JETZT SEI DOCH MAL KURZ KEIN
ARSCHLOCH!“

Er öffnete die Augen: „Weinst du?“

„Nein“, ich wischte mir übers Gesicht,
was weh tat. Ich schob Lees Fahrrad
beiseite und ließ mich neben ihn fallen.
Ein Vogel zwitscherte. Ich wollte *HALT
DIE FRESSE* schreien, aber das wäre
durchgeknallt.

„Bist du von allein gestürzt?“, fragte ich.

„Ne, ich hab' mich zur Seite geworfen.“

„Mit dem Fahrrad?“

„Ja.“

Ich lachte kurz auf. Das konnte doch
nicht wahr sein.

„Ja guck, *laugh through the pain*“, Lee
stupste mich an.

„Schon. Schön, dass du noch lebst.“

„Wenn du meinst. Du atmest echt laut,
geilt dich sowas auf?“

Ich lachte und drehte mich zu Lee. Die
rechte Seite seines Gesichts war
grünlich vom Gras, in winzigen Schnitten
hatte sich Blut gesammelt. Sein Hemd
hatte das Gras auch gefärbt, aber das
sagte ich ihm nicht.

„Alles okay bei dir?“

Er berührte seine Kniekehlen und
betrachtete dann das Blut an den
Fingerspitzen.

„Gab schlimmeres. Das sind blaue
Flecken. Bei dir?“

„Auch.“

„Deine Unterarme sind zerfleischt.“
„Übertreib nicht.“
„Du hältst dir die Rippen.“
„Schon.“
„Du atmest laut.“
„So bin ich. Ist dein Nacken okay?“
„Lass uns einfach mal kurz still sein.“
„Okay.“
„Du zitterst.“
„Schweigen wir nicht?“
„Stimmt.“, er streckte langsam den Arm
aus und strich eine Haarsträhne weg,
die an meinem Mundwinkel klebte. Ich
hatte mir wohl die Lippe aufgebissen.
Mein Kopf pochte.
Das Blätterdach ließ die Sonne nur auf
mein rechtes Auge durch. Ich kniff es zu.
Meine Arme taten so weh, dass ich
schreien wollte. Galle kam hoch, ich
schluckte sie runter.
Aber die Stille war okay. Keine
Großstadtgeräusche.
Ich stand auf und half Lee hoch. Die
Welt drehte sich wieder zur Seite, ich
hielt mich fest.
„Du stehst auf Händchenhalten, oder?“
„Was nein, es ist –“ schnell ließ ich ihn
los
„– Alles gut. Kannst du noch fahren?“
„Schon, aber dann kotze ich.“
Er ließ seinen Blick über die endlosen
Wälder wandern.
„Wessen Idee war das mit dem
Fahrradfahren noch mal?“

„Deine.“

„Dann gib mir mal ‘ne Ohrfeige.“

„Ich komm’ vielleicht drauf zurück.“

Wir standen eine Weile da, dann setzte
Lee sich schwerfällig wieder und holte
sein Handy raus.

Was machst du?“, ich ließ mich neben
ihm nieder.

„Ich guck mal, ob einer meiner *zahllosen*
Lover uns abholen kann.“

Ich legte meinen Kopf in den Nacken:

„Dann sag, dass er Cola und
Desinfektionstücher mitbringen soll.“

VI.

**als brauche die Wahrheit Zeit,
sich zu entfalten**

Anne Luise Rupp

Unter dem Walnussbaum

Unter dem Walnussbaum kriecht die Schildkröte durch das hohe Gras. Auf der Terrasse stehen meine Schwester und ich. Wir sind barfuß, wir lassen die Knospen der Fuchsie zerplatzen. Es ist Sommer, die Farben leuchten, die Fuchsie leuchtet pink, die Bohnen leuchten grün. Meine Großmutter schält sie, entblößt die Erbsen mit bloßen Händen. Meine Großmutter hat Hände aus echtem Fleisch, Hände, die ein Leben lang in der Erde gruben, Kohlrabis pflanzten, Buchshecken beschnitten. Wir haben die Hände von Kindern.

In den Händen meiner Mutter liegen Himbeeren, sie sind frisch vom Strauch gepflückt, sie sind weich und zergehen auf der Zunge. Meine Mutter hat zarte, weiche Hände, die Hände einer Violinistin; auf den Himbeeren wachsen zarte, weiche Härchen. Auf meinen Beinen wächst kein einziges Haar. Die Bartstoppeln meines Vaters stechen sich in meine weichen Wangen, die Dornen der Kakteen stechen sich nie in seine großen Hände. Er redet täglich mit ihnen und sie blühen einmal im Jahr.

Die Kakteen stehen auf dem Balkon, unter dem Balkon fließt Berlin durch staubige Straßen und wird zu einer anderen Stadt, einer Stadt, in der es öfter regnet, die Wohnung wird ein Haus, die Straße wird ein Garten, im Garten steht: eine Birke, eine Eiche, ein zierlicher Ahornbaum, ein krummer Flieder. Jedes Jahr wollen meine Eltern ihn fällen, jedes Jahr blüht er aufs Neue. Ich kann die ersten Knospen erkennen, als ich auf dem Balkon stehe mit nackten Füßen. Ein Zitronenfalter flattert durch die Luft, aber es ist doch nur ein Blatt, das ich mit einem Schmetterling verwechselt habe. Ein trockenes Eichenblatt, das vom Baum fällt und neben dem Flieder landet. Der Frühling ist vorbei, der Herbst hat begonnen, der Frühling hat gerade erst angefangen. Meine Füße werden kalt.

Wo soll ich aufhören? Mit der Wurzel oder den vertrockneten Blättern, dem Schimmel oder dem Staub? Wo soll ich anfangen?

Die Kreuzspinnen kriechen durch die Jahre, sie spinnen ihr Netz. Die Maus betrinkt sich an der Schneckenfalle, sie liegt neben mir in der Sonne, ich liege in der Nähe des Flieders, in der Nähe des trockenen Eichenblatts. Meine Schwester hat noch immer die Hände eines Kindes, kurze Finger

und weiche Haut, obwohl sie keine Fuchsiennospen mehr zerplatzen lassen. Sie feilen jetzt, sie schleifen jetzt Metall.

Ich habe Hände, die im Winter so trocken werden, dass die Haut an den Knöcheln aufreißt. In meinem Zimmer gehen die Kakteen ein. Die Suppe brennt an. Ich kriege den Topf nicht sauber.

Ich will zum Flieder. Ich will sehen, wie der Wein, wie der Efeu sich an den dunkelroten Steinen festhalten.

In den Händen meines Vaters zerknacken die Erdnüsse. Aus den Händen meines Vaters kommt Musik. Von den dicken Seiten des Kontrabasses hat mein Vater Hände voller Hornhaut. Wenn es Herbst wird und die Sonne heute früher untergeht als gestern, rühren sie dicke Kürbissuppen um. Meine Mutter hält in den Händen ein Buch, eine Geige, eine Kuchenform, es riecht nach warmen Kirschen.

Nur die Hände meines Großvaters wussten, welcher Schlüssel zu welcher Tür gehört. Die Hände meines Großvaters spritzen Insulin.

Die Hände meiner Großmutter kneten einen Hefeteig. Die Hände meiner Großmutter holen die Eier aus dem Hühnerstall.

Ich habe Angst vor den Hühnern und ihren widerlichen Füßen. Ich fühle mich von ihnen beobachtet, als ich auf der Schaukel sitze und singe. Meine Schwester beißt in einen Hühnerschenkel. Ich stelle mir vor, es ist der Schenkel eines Menschen und werde Vegetarierin. Ich versuche die Haustür aufzuschließen, aber meine Hände halten den falschen Schlüssel. Ich versuche zu backen, aber der Hefeteig geht nicht auf. Die Küche riecht trotzdem nach Kardamom, als wäre ich zu Hause und es wäre Sonntag und bewölkt. Teig klebt an meinen Händen, die so aussehen wie die Hände einer alten Frau: Eine Frau, die älter wird als meine Großmutter.

Im Garten meiner Großmutter gab es einen Zitronenbaum. Im Garten meiner Großmutter wuchsen Mirabellen. Im Garten meiner Großmutter gab es einen Hund, eine Katze, es gab die Schildkröte, es gab die Hühner. Es gab meinen Großvater, der immer etwas fand, das er reparieren konnte. Es gab den Himbeerstrauch.

Ich zerdrücke die Zitrone mit bloßen Händen, weil ich keine Zitronenpresse besitze. Die Säure läuft in eine Wunde an meinem rechten Mittelfinger, die seit Tagen nicht verheilt. Ich habe mich an einem Messer geschnitten, aber nicht an der Klinge, die Klinge war nicht einmal scharf, es war ein Splitter im Griff, er riss mir die Haut vom Finger.

Auf der Schulter meiner Schwester landet ein Zitronenfalter. Mit ihren Händen, die weich sind, sammelt sie leuchtenden Lorbeer, der grün ist. An jedem Finger steckt ein Ring.

Auf der Schulter meiner Großmutter landet ein Eichenblatt. Mit ihren Händen, die fleischig sind, sammelt sie grünen Lorbeer, der leuchtet. Nur an einem Finger steckt ein Ring, er hat sich in die Haut eingegraben. Eigentlich ist es der Ring meines Großvaters, ihren eigenen hat sie bei der Gartenarbeit verloren. Irgendwo liegt dieser Ring jetzt zwischen den Kohlrabis, dem Salat, den Rüben und sinkt langsam in die Erde.

Der Perlenring, den meine Schwester mir zu Weihnachten schenkt, ist zu groß für meinen Finger. Ständig wendet die Perle sich ab von meinen trockenen Knöcheln und hin zu meiner Handinnenfläche, die so faltig ist wie die Rinde eines Eichenbaumstammes.

Meine Eltern tragen keinen Ehering. Meine Eltern haben geheiratet, weil meine Schwester mit winzigen Fäusten gegen die Bauchdecke meiner Mutter klopfte. Bei ihrer Hochzeit trug meine Mutter ein rotes Kleid.

Rot steht mir nicht, aber der Rotwein, den mein Vater so gerne trinkt, schmeckt mir gut. Wir unterhalten uns mit blauen Lippen, unsere Hände greifen nach Erdnüssen. Wenn man Erdnüsse knackt, entsteht Erdnussstaub. Wenn die Sonne im richtigen Winkel ins Wohnzimmer scheint, glitzern die Staubkörner im Licht.

Ich weiß nicht, ob es die Fuchsie noch gibt, jetzt wo das Haus verkauft wurde.

Ich weiß nicht, ob es noch Kinderhände gibt, die die Knospen zerplatzen lassen.

Unter dem Walnussbaum bin ich sehr lange nicht gewesen.

An den Geschmack von frischen Himbeeren kann ich mich kaum erinnern.

Ich habe Angst, dass meine Hände nicht knochig, sondern fleischig werden.

Ich habe Angst, dass der Perlenring zu eng wird, dass er irgendwann ein anderer Ring wird, ein Ring, der mir das Blut abschnürt.

Ich habe Angst vor den Händen der fremden Menschen, die wie widerliche Krallen aus ihren Ärmeln lugen.

Ich habe Angst vor ihren Zeigefingern, ich habe Angst vor meinem Ringfinger, ich habe Angst vor dem Dreck, der sich im Laufe der Jahre unter meinen Fingernägeln ansammelt und nichts mit dem Dreck der Kohlrabi-beete zu tun hat.

Ich lackiere meine Fingernägel, um den Dreck zu überdecken, aber der Nagellack ist zu hell, der Schmutz bleibt sichtbar. Meine Fingernägel sind das Einzige, was ich an meinen Händen mag. Sie sind lang und sehr robust, so wie die Fingernägel meiner Mutter. Die Fingernägel meines Vaters sind brüchig. Die Fingernägel meiner Schwester sind aus Plastik. Meine Schwester kann mit rechts und links schreiben. Ihre Buchstaben sind rund und gut zu lesen. Ich lasse zwischen den Worten zu wenig Platz und meine Hand verkrampft beim Schreiben. Die Schrift meiner Mutter ist gleichmäßig, fast wie gedruckt. Die Hand meines Vaters hält den Stift viel zu weit oben, als würde er nicht schreiben, sondern dirigieren.

Wenn ich auf der Wiese mit dem Löwenzahn liege, fühle ich mich unantastbar. Hier werden die Zitronenfalter nicht zu trockenen Eichenblättern, hier wird der Löwenzahn zu Pustebäumen. Meine Hände reißen die Pustebäume aus, eine nach der anderen, ich wünsche mir immer zu dasselbe. Weiche Hände. Weiche, warme Hände, die ganz anders sind als meine, die so kalt sind, so trocken, so verkrampft: Ich wünsche mir die Hände eines Kindes. Ein Kind, das am Esstisch kaum stillsitzen kann, sich auf das Gespräch nicht konzentrieren kann. Es will raus und Himbeeren naschen. Es will raus und die Fuchsien zerplatzen lassen.

Ich kann nicht aufhören auf meinen Händen zu sitzen. Wenn man zu lange auf seinen Händen sitzt, schlafen sie ein.

Ich schlafe ein mit frischeingecremten Händen. Ich wache auf und sie sind so trocken wie Staub.

Die Hautärztin ist von meinen Händen nicht beeindruckt.
Kann sie es nicht sehen? Die Schuppen, die Hautfetzen, die Falten, die Risse?

Ich trage gerne Handtaschen, damit ich mich an etwas festhalten kann.
Ich trage gerne Handschuhe, damit niemand meine Hände sehen muss.
Ich trage gerne Strumpfhosen.
Weil meine Fingernägel jede Strumpfhose zerreißen, schneide ich sie ab.

Finn Tubbe

Tapetenriss

Sie brechen die Stille nur, um sich neu zu verorten, ihre Körper nach einer entweder zuhörenden oder sprechenden Haltung auszurichten, währenddessen sitze ich in der Tapete und rede mit den Weberknechten, die ohnehin viel bessere Laune haben. Als die Weberknechte sich zum ersten Mal näherten, wäre ich fast wieder aus der Wand gefallen, ich hatte sie hier nicht erwartet. Früher hatte ich ihnen immer Geheimnisse zugeflüstert, deshalb fassten sie schnell wieder Vertrauen. Weil in der Tapete nie etwas passiert und alle Stimmen nur gedämpft zu vernehmen sind, luge ich oft aus dem mittigen Riss knapp unter der Decke, wo der eingerissene Fetzen Schattendeckung gibt.

Drehe ich mich nach links, sehe ich den Esstisch, an dem die Kieferpartien aller Familienmitglieder sitzen, ausgeleuchtet vom Kegelschein einer grünen Pendellampe, die beim Anschalten zweimal flackert. Niemand muss mehr lachen, denn es herrscht eine Vertrautheit, in der man ehrlich unglücklich sein kann, und das ist auch ein Geschenk, sagt der Vater, während er Wurstsorten in die Käsebox sortiert. Zu seinen Monologen bewegt er Gabel und Messer in der Luft herum, in kurzen Augenblicken sehen der Junge und die Mutter ihr Spiegelbild darin, klein und spiegelverkehrt, in der Innenseite des Löffels auf den Kopf gestellt, vermischt mit Joghurt, den der Vater pflichtbewusst mit seiner Zunge ablöst, damit er wieder unverzerrt spiegeln kann.

Drehe ich mich nach rechts, sehe ich den Tisch, der zwischen dem Vater und dem Jungen steht. Auf dem hellgelben Holzgestell liegt eine durchsichtige Glasplatte, darauf: Magazine, ein blauer Aschenbecher, Fernbedienungen, ein Zeugnis, und eine Tafel Schokolade, deren weißer Kragen angerissen wurde. Der Vater zippt durch die Kanäle, während sich Mutter und Junge die Ohren zu halten. Die alte Kiste piepst beim Umschalten. Ich betrachte diese Gestalten mit einem Panoramablick, jahrelang starren sie auf den Fernseher: Da ich ihr Wachsen und Schrumpfen durchs tägliche Sehen nicht bemerke, kann ich die Zeit nur durch die jährlich wechselnde Zahl auf dem Zeugnis bemessen, das als Untersetzer für 0,2l-Weingläser dient.

Einmal deutet der Junge auf den blauen Aschenbecher und fragt den Vater, warum dort der Aschenbecher steht, wenn er doch nie raucht. Er ist noch in einem Alter, in dem er seiner Stimme einen unschuldigen Klang verleihen kann, ohne dass der Vater es merkt.

Vater sagt, dass Rauchen schlecht für die Gesundheit ist.

Und warum lachst du nie?, fragt der Junge.

Weil ich gelbe Zähne habe, sagt Vater.

Warum hast du gelbe Zähne?, fragt der Junge.

Weil ich geraucht habe, sagt Vater und schaut seinen Sohn an, in Erwartung der nächsten „Warum“-Frage, aber der Junge fragt nichts mehr.

Wenn ich vom Vater erzähle, von seinen langen, schwarzen Haaren, die er aus Faulheit nicht schneiden lässt, von seinen feinen Gesichtszügen, die anderorts vielleicht schön zu nennen wären, verstehen die Weberknechte – niemand sonst nimmt die Trennwand wahr, die sie mit silbrig glänzenden Fäden zwischen Vater und Jungen spinnen, mitten durchs Wohnzimmer. Mehrere Weberknechte arbeiten gleichzeitig am Projekt, es hat Priorität. Sie vernachlässigen darüber ihr eigenes Essverhalten, die Sterblichkeitsrate ist hoch in diesen Zeiten. Ich habe sie nicht um dieses Opfer gebeten, sie erbringen es freiwillig.

Der Junge gibt sich Mühe, mich im Tapetenriss zu ignorieren, aber das Timing verrät ihn; es gibt einen Grund, warum er alles zufällig mal streift, die Pflanzen, die blauen, mit Tesafilm an den Küchenschrank geklebten Landschaftsmalereien der Mutter, die billigen, gerahmten Abbildungen von Klassikern niederländischer Großmeister des Vaters, die blaue Tapete, die weiße; nur in meine Richtung dreht er sich nie.

Wenn der Junge allein ist, öffnet er die Fenster. Er weiß, wie gern ich es habe, wenn der Fetzen eingerissener Tapete im Wind wedelt. Sie hebt sich dann so deutlich von der Wand ab, fast sieht es aus, als hebe sie den Arm, und beherberge die Absicht, auf sich aufmerksam zu machen. Ich sehe das Wohnzimmer dann kurz in knallen Farben, statt diesem milchigen Ton, den die Tapete einfordert. In diesen Momenten, wenn niemand sonst im Haus ist, ahmt der Junge zu laut aufgedrehter klassischer Musik die Balletttänzer*innen nach, die sich Mutter und Vater auf alten Aufzeichnungen anschauen, wenn sie Lust auf Niveau haben. Die Eltern sind sich einig, dass sie nichts davon verstehen, es aber auch nicht sonderlich viel zu verstehen gibt. Der Junge lacht mehr über sein Tanzen, als dass er wirklich tanzt. Er dreht Pirouetten und wenn seine geschlossenen Augen auf mich zeigen, bekomme ich fast das Gefühl, dass er mich einlädt.

Wenn der Junge hört, wie das Auto in den Carport fährt, schaltet er sofort die Musik aus und schließt das Fenster. Vater oder Mutter fragen, warum es so kalt sei, und der Junge antwortet, dass ja mal gelüftet werden müsse und er diese Aufgabe gerne übernehme.

Beim Kniffelspielen sitzen sie auf dem Sofa, während der Fernseher redet. Sie sitzen, wie man früher in der Schule sitzen musste, mit geradem Rücken und zurückgelegten Schultern. Mutter muss die Ergebnisse eintragen. Sie merken nicht, wer führt oder wann das Spiel zu Ende geht. Sie starren stoisch aneinander vorbei, während Mutter Würfel in den Becher schaufelt, ihn weitergibt, Zahlen aufschreibt und lächelt.

Wenn sie mich in der Wand sieht, bleibt auch der Kerzenrauch leblos im Raum hängen: Es ist dann, als ziehe mein Blick eine Schablone aus ihrem Gesicht, an deren Linien sich ihre Gesichtszüge orientiert hatten. Sie, die erschrocken und ratlos am Esstisch sitzt, will dann aufstehen, um diesen Fetzen Papier auszureißen, mich also, der ja schon seit zehn oder mehr Jahren in der Tapete hängt, und nun, nach all der Zeit, endlich ausgerupft werden muss. Sie will die Tapete wieder glätten, aber steht nie auf. Sie denkt immer nur.

Blicke ich nach vorne, sehe ich die Eingangstür, in der ein langes Guckfenster installiert ist. Es gibt fünf Streifen, die von der Sichtschutzfolie freigelassen wurden. Durch sie kann der Vater von Draußen auf die Unordnung des Schuhablagebereiches blicken, während sich hinter ihm noch das Vorderrad des umgedrehten Fahrrads dreht. Hinter dem Fahrrad steht der Junge, in seiner Hand ein Werkzeug. Ab und zu streckt der Vater, über Kette oder Reifen gebeugt, seine Hand in Richtung des Jungen aus, der ihm daraufhin ein Werkzeug reicht, in der Hoffnung, es sei das Richtige. Bald sind die Hände des Vaters schwarz. Irgendwann funktioniert das Fahrrad wieder, Vater lässt den Reifen drehen und nickt, als der Sohn sich bedankt.

Oft stellt er sich vor, wie Sofia in diesem Raum steht. Zwischen den Zimmerpflanzen, die nicht genug Sonne abbekommen: Sofia, die ihm letztens auf dem Nachhauseweg erzählt hatte, dass ihre Mutter im Krankenhaus sei, weil sie trotz ihrer Lungenentzündung geraucht hätte. Sie in diesem unbewegten Raum: Das ist ein Gedanke, der so absurd ist, dass der Junge in ein Kissen beißt, um sein albernes Kichern zu verbergen.

Kurz nachdem der Vater das Fahrrad repariert hat, geht es wieder kaputt. Splitter einer Bierflasche haben sich ins Profil des Reifens gegraben, der Junge, Musik auf seinen Kopfhörern, völlig selbstvergessen, schob das Fahrrad daraufhin bis nach Hause, seinen Kopf immer noch hin und her Richtung Himmel nickend. Der Vater stand in der Eingangstür und hat den Jungen schon von Weitem gesehen. Als ihm der platte Reifen auffiel, hat er den Namen des Jungen geschrien. Die Musik auf den Kopfhörern war so laut, dass der Junge den Vater erst bemerkte, als dieser wild gestikulierend vor ihm stand. Der Grund, warum die Splitter nicht bemerkt wurden, das Fahrrad kaputt ist: Der Junge nistet sich ein in seine Welt, aus der man ihn zerran muss. Es wird von nun an keine Hilfe mehr geben.

Nur ist da noch Sofia, die neben ihm den größten Steinen auf dem Schotterkiesweg ausweicht, der von der Schule nach Hause führt, ihn in der Schule aber ignoriert: Ich krieche aus der Wand in den Körper des Jungen,

damit meine Stimmbruchstimme Sofias Namen flüstern kann. Auf einmal sitze ich wieder vor dem Fernseher. Es ist seltsam, mich nicht von hinten zu sehen. Kurz zögere ich zu sprechen und mich endgültig zu diesem Körper zu bekennen. Es sind eben doch meine Haare, die sich aufstellen, wenn Sofia über einen meiner unfreiwilligen Witze lacht. An diesen Merksatz halte ich mich, als ich Vater frage, ob er mir nicht beibringen könne, das Fahrrad zu reparieren. Ein Schleier umhüllt ihn: Das Netz der Weberknechte ist mittlerweile eine Wand, Staub hat sich angesetzt. Es schimmert nicht mehr in der Sonne. Als ich die Wand übertrete, legt sich das Netz über meine Haut, ich denke an sein Kichern, wenn er die „Sie sucht ihn“-Annoncen oder Todesanzeigen liest. Verdutzt schaut er von seiner Zeitung auf und gibt mir die Empfehlungen aus der FAZ weiter, die er gerade gelesen hat.

Dann öffne ich den Mund, wie um etwas zu sagen, sofort ersticken aufkommende Worte am Staub. Ich weiß nicht, ob er sie benetzt oder sich an ihnen abklopft, welchen Unterschied das überhaupt macht. Mit der Zunge fahre ich den Mundinnenraum des Jungens ab, mit dem ich verschmelzen musste, um diesen Schritt zu wagen, diesem Sohn, der nicht hat, was es braucht, um beim Kniffel zu gewinnen. Ich frage noch einmal, ob er mir nicht helfen könne – es geht nicht darum, dass du mein Fahrrad reparierst, sage ich immer wieder. Er fragt: Warum?

Ich sage den Namen, ich mache ordentlich Krawall, ich spiele für dich die Rolle des dramatisch Verliebten, damit du verstehst, Vater. Ich bitte dich, nicht zu lachen, du hast doch gelbe Zähne und Essensreste in den Zwischenräumen, putz deine Zähne, es ist nicht schwer, und dein Lachen klingt wie eine kaputte Fahrradkette. Und ich kenne die Namen dieser Werkzeuge nicht, ich weiß nicht, was du von mir willst, mit deiner faschistoiden Gesichtsbehaarung, ich weiß, du hättest gerne, dass ich dich Papa nenne, aber –

Er nickt und schreibt den Namen auf, aber falsch. Ich deute auf den Zettel, es ist okay, sage ich freundlich, du kannst ihn noch mal schreiben,

ich hole dir einen neuen Zettel und buchstabiere ihn. Er sagt, dass es ja eh nur eine Erinnerungsstütze sei, wir uns im Wohnzimmer befänden und nicht beim Amt. Er hat recht, aber darum geht es nicht. Ich lege das Stück Papier auf das Holzgestell des Fernsehtisches. Vom Regal hinterm Sofa nehme ich mir einen Kugelschreiber und hacke auf den Erinnerungszettel ein, bis er ganz zerfleddert ist. Im Holzgestell sind etliche kleine Punkte, es muss ersetzt werden. Ich bin für die nächsten zwei Jahre mittellos. Ich schlüpfe wieder in den Tapetenriss und entschuldige mich bei den Weberknechten; sie wissen schon, was sie tun und wer bin ich, sie infrage zu stellen. Der zurückgelassene Körper konzentriert sich darauf, die Flugbahn einer Fliege zu verfolgen. Ab und zu pfriemele ich einen Geldschein aus der Wand, es raschelt und er fällt auf den Boden, Vater hätte gerne, dass Mutter ihn aufhebt. Sie steht schon und der Weg ist kürzer.

Der Junge stopft die Zettelschnipsel mit dem falsch geschriebenen Namen zu mir, unter die Tapete. Mit ihren kleinen Körperchen balancieren die Weberknechte das Papier unter mich und schnüren es zu einer Hän-gematte, auf der sich gut schlafen lässt. Beim Aufwachen hängen die Namensfetzen auch von oben, oft nur wenige Buchstaben, eine Girlande. Und es ist, wie wenn man ein Wort so oft hintereinander sagt, dass es seine Bedeutung verliert; was der Vater dem Jungen und mir, uns beiden, beigebracht hat, ist diese besondere Methode, den Dingen ihre Bedeutung zu nehmen.

Seit zwei Tagen wohne ich wieder in der Wand, da flüstert der Junge mir zu: Heute waren wir mit der ganzen Klasse Eis essen, Sofia ging so langsam, dass sie mit mir am Ende der Gruppe ging. Sie hat gesagt, sie wolle aufhören, so zu tun, als ob sie mich nicht kenne, wenn wir doch jeden Tag gemeinsam nach Hause fuhren und dabei so allerhand konspirierten. Ich dürfe mich nur nicht verlieben, sie wolle eigentlich keine Projektionsfläche mehr sein.

Sie wollte, dass ich von mir erzähle, da habe ich die Aquarellbilder der Mutter beschrieben, ich habe beim Sprechen den Mund weit geöffnet,

damit sie meine weißen Zähne sieht, ich habe lange gesprochen, und dann habe ich gefragt, welche Eissorte sie nehmen wolle. Vielmehr habe ich nicht herausgebracht.

Als er mir in den kommenden Tagen nichts Neues erzählt, bitte ich ihn, mir beidseitigen Tesafilm zu kaufen. Ich schließe den Riss zu einer Höhle, die man nur an einer kleinen Ausbuchtung erkennt.

Es gibt halbherzige Versuche, ihn zurück in diesen Körper zu verfrachten, der Vater fragt beispielsweise im jovialen Ton, wie das Mädchen heiße, in das der Junge sich verschossen habe, ihm sei der Name entfallen. Im Fernseher läuft Skispringen, Stefan Kraft fliegt am weitesten, aber seine Landung ist technisch unsauber. Erst tut der Junge so, als höre er den Vater nicht, und als dieser die Frage wiederholt, runzelt er die Stirn, wie um eine Erinnerung zu greifen. Frustriert wirft Stefan Kraft seine Skier über die Bande, wo sie ein unglücklicher Jugendlicher aufzufangen versucht, der denselben hautengen, neongelben Sportanzug trägt, vermutlich ein Nachwuchssportler.

Irgendetwas mit S, sagt der Junge, ein wenig unsicher, wie weit er damit gehen kann.

* * *

Mutter ruft an, um mir zu sagen, dass Vater sich endlich eine elektrische Zahnbürste gekauft hat, es ist der Sommer 2016 und vor mir schmilzt eine Erdbeereiskugel, die gerade noch fest genug ist, um den in ihr steckenden Löffel nach oben zeigen zu lassen. Dann reicht sie den Hörer weiter. Vaters Stimme ist nicht kratzig. Er sagt, dass er ein völlig anderes Gefühl im Mund hat, seit er die elektrische Zahnbürste benutzt, ich höre Mutters Räuspfern und sehe die Beiden von meinem angestammten Platz aus: Mutter hat gelernt, wie sie ihre Arme verschränkt und Vater wirkt wie ein

zum Rektor gezerrter Schuljunge. Vater sagt, dass es in seiner Familie niemanden mit gesunden Zähnen gab, dass da niemand war, der drei Minuten neben ihm stand, um zu überprüfen, ob er auch richtig putzte.

Beim Sprechen stößt er an die Leitplanken der Bahnen, in denen er bisher gesprochen hat, ich zucke immer dann zusammen, wenn ich glaube, dass er eine Delle nach Außen geschlagen hat. Er spricht langsam, mit vielen Pausen, als brauche die Wahrheit Zeit, sich zu entfalten. Als er mit dem Reden aufhört, gibt es kein Erdbeereis mehr, nur noch eine rosa Flüssigkeit.

Lilli Nawar

Taubenlaichen

Taube tot Taube tot,
heute ist die Taube tot.
Sitzt allein in großer Stadt,
in der sie kein Zuhause hat.

Weiß nicht, ob ich glücklich sein kann, bin ja eine Taube
Weiß nicht, ob ich hungrig sein kann, bin ja eine Taube
Flieg nicht, doch ich weiß ich kann's, bin ja eine Taube
Du verdreckst mein' Federnglanz, böse Menschentraube.

Dort am Straßenrand, dort sitzt der Mann. Er sitzt im Schneidersitz auf dem Boden und hat die Arme ausgebreitet auf seinen Knien liegen. Er betrachtet den Boden vor sich, auf dem eine Hand voll Brotkrümel liegen. Die Straßenbahn hält abrupt an der Ampel an.

- Ach, und du meinst, du hättest mehr Ahnung von Tiefkühlpizza als ich?
- Ja sicher. Ich bin seit drei Jahren im Game, das kannst du nicht vergleichen.
- Ach nee, ist klar.
- Ist auch klar.
- Mmmh, ja. Ist voll klar. Dann sag mir doch mal drei Sorten. Aber nicht Margherita oder Salami.
- Tomate-Mozzarella, Tonno und Verdura.
- Punkt für dich.
- Sag ich doch.
- Du bist aber auch wahnsinnig eingenommen von dir selbst, Maus.
- Zu Recht. Aber guck mal, ich würde ja auch niemals deine Integrität anzweifeln, wenn es um Nudelsorten geht. Warum machst du dich überhaupt so breit? Rück mal bisschen durch, du quetscht mich hier maximal ein.

Die beiden Gestalten rücken auf ihren Sitzplätzen hin und her.

- Übertreib mal nicht, ich bin doch nicht breiter als du.
- Nee, aber du sitzt hier, als wärst du Klitschko höchstpersönlich.
- Vielleicht bin ich das ja?
- Nee, du hast ne ganz andere Nase.
- Stimmt. Und der weiß bestimmt auch nicht so viel über Tiefkühlpizza wie ich.
- Davon kannst du ausgehen.
- Safe, der isst nur Hähnchen mit Reis.
- Ja, schrecklich. Kein Wunder, dass der sich dauernd prügelt. Da staut sich was an.
- Ja, mich wundert's auch nicht. Was hältst du eigentlich von Kampfsport?
- Keine Ahnung. Männer, die sich schlagen, haben für mich wahnsinnig wenig Sex-Appeal. So viel Testosteron, so wenig Inhalt. You know?

In ihr Gespräch vertieft, verlassen die beiden die Bahn. Sie ruckelt und fährt an.

Lächelnd beobachtet der Mann, wie eine Taube flatternd auf dem Boden landet und zu picken beginnt.

Lotte schaukelt. Ihre kurzen Beine strecken sich im Schwung nach vorne und knicken dann gleich wieder im Rückschwung ab. Bei jedem Schlag knarzt die Schaukel und Lotte lacht laut und fröhlich. Ihr blondes zotteliges Haar ist voll mit Blättern und Ästchen, die der Wind von den umliegenden Bäumen geschüttelt hat. Unter ihr beherztes Lachen mischt sich das Rauschen des Windes in den Ästen. Und höher und höher trägt sie die Schaukel. Jedes Mal, wenn Lotte nach vorne schwingt, ist sie kurz vom Klettergerüst verdeckt. Lotte ist allein auf dem Spielplatz. Der Wind grollt, die Schaukel ächzt und Lotte schaukelt. Immer höher und weiter fliegt sie auf der Schaukel. Ihre Fußspitzen erreichen fast schon den Himmel und stupsen die Wolken an, gleich wird sie einen Überschlag machen. Sie beugt sich nach vorne und nimmt Schwung, dann streckt sie ihre Beine aus und schaukelt vor bis zum Scheitelpunkt und verschwindet

hinter dem Klettergerüst. Einen Moment lang scheint die Zeit zu verweilen, dann schwingt die Schaukel zurück, unkoordiniert schlackert sie vor sich hin. Die Schaukel ist leer.

Eine zweite Taube landet auf der Straße. Ihr fehlen Federn. Sie blutet.

Sie würde niemals Stoppschilder klauen. Sicher, der ein oder andere dumme Gedanke kam ihr schon mal durchs Gehirn spaziert, aber Stoppschilder klauen? Nein, das geht zu weit. Von ihrem Balkon aus konnte sie den ganzen Platz überblicken. Links von ihr schaute ein kleiner Stein-Buddha gleichgültig auf den trägen fließenden Verkehr hinab. Nachdenklich zog die Frau ihre Augenbrauen zusammen. Kein Stoppschild mehr am Kirschblütenweg und das hübsche, gelbweiße Vorfahrt-Gewähren-Schild hing auch nur noch schräg über dem Gehweg, als wäre ihm kotzübel. Das war vorne am Salzkammerweg. Vandalismus war schon eine schlimme Sache. Wenn er doch nur zielführend wäre. Doch es wurde immer nur zerstört, um zu zerstören. Die Frau schnipste ihren Zigarettenstummel über die Brüstung und schob die verdreckte Glastür hinter sich zu. Sie machte sich wieder an die Arbeit und reihte sorgfältig ihre Kunstwerke in einer Reihe vor sich auf.

Drei Tauben sitzen still vor dem Mann.

Rosalie kann kaum atmen. Es ist, als trüge sie eine Jacke, die ihr zu eng geworden ist und ihr nun den Brustkorb zuschnürt. Ihre Lungenflügel kommen kaum gegen die Enge an, dehnen sich nicht richtig aus. Sie ist so müde geworden, dass sie kaum mehr die Augen offenhalten kann, nicht mehr weiß, was sie tun soll. Früher war das anders. Damals, als sie ihr Kleines das letzte Mal gesehen hat, blickten seine Kulleraugen immer voller Neugier in der Gegend umher. Und wenn es fiepte, als hätte es furchtbare Sorgen, dann zog sich in Rosalie alles zusammen. Worüber, um alles in der Welt, musste sich so ein winziges Küken Sorgen machen? Damals war Rosalie nicht müde. Da hörte sie ihrem Kleinen zu. Immerzu

hatte es gezwitschert und erzählt. Und Rosalie nickte aufmerksam, als hätte sie verstanden, was es ihr sagen wollte. Weil dieses Gesicht so lebhaft und schön und unbekümmert war, dass es erzählen konnte, ohne sich zu genieren. Wie konnte Rosalie nur so müde werden?

Der Regen hat aufgehört und Rosalie kriecht aus ihrem Verschlag. Über den Dächern der Stadt breiten sich die Geschichten der Menschen vor ihr aus und vernetzen sich. Rosalie steht zögernd an der Dachkante, blickt hinab und springt, und sie breitet die Flügel aus und fliegt tapfer mit kräftigen Flügelschlägen durch die grau-bunten Gassen der Stadt. Alles tropft.

Vier. Eine magere weiße Taube lässt sich auf seinem Knie nieder und schaut ihn nachdenklich an.

Irgendjemand hat den Frischkäse in den Vorratsschrank und nicht in den Kühlschrank gestellt. Jetzt ist er schlecht geworden. Irgendjemand hat mich in die Sonne und nicht in den Schatten gestellt. Jetzt bin ich schlecht geworden. Jetzt hört man mir nicht mehr zu. Jetzt scheint niemand mehr an meiner Meinung interessiert zu sein. Die behandeln mich, wie sie die Straßentauben behandeln. Die mag auch niemand leiden. Weil sie nur als rhetorische Figur schön sind und weil, wenn du sie in echt siehst, dir der Dreck nur so um die Ohren fliegt. Widerlich wie die Siffe in der Bordsteinrinne. Da ist denen die Diskrepanz zu groß. Tauben rufen Hoffnung in Büchern, aber Abscheu in Menschen hervor. Doch ich höre den Tauben zu. Sie überbringen Botschaften, flüstern mir die Geheimnisse der Stadt ins Ohr und ich lausche ihren Geschichten. Den guten und den schlechten. Dann und wann kommt eine Taube nicht zurück. Das sind die schlimmsten Geschichten. Taubenleichen machen Orte traurig. Doch auch schweigend tragen sie noch ihre Geschichten und verbreiten sie. Vom Grauen befruchtet leben sie fort. Sie laichen.

Die fünfte Taube landet gurrend auf meiner Hand.

Ein regnerischer Tag im Juli.
Zwei Gestalten laufen in ihr Gespräch vertieft durch die Stadt.
Keine der beiden ist Klitschko.

Lotte fliegt in hohem Bogen in die Arme ihres Vaters. Er steht im
Schatten des Klettergerüsts.

Eine rauchende Frau biegt in aller Seelenruhe Vorfahrt-Gewähren-
Schilder in neue Formen.

Rosalie sucht die Dächer der Stadt nach ihren Jungen ab.

Ein Mann sitzt am Straßenrand. Er scheint ein bisschen verrückt
zu sein und spricht mit den Tauben.

**Vitae
der Preisträger*innen**

Nora Antonic

(*2007) Ich mag Worte. Ich glaube, das ist mit eine der wichtigsten Informationen, die es über mich zu wissen gibt. Ohne Worte wären wir alle tote Menschen, aber trotzdem schätzen die meisten sie viel zu wenig.

Ich liebe es, mit ihnen zu spielen, sie zu necken, ihnen zu schmeicheln, sie wütend zu machen und sie niederzuschreiben. Am liebsten in Kurzgeschichten, Lyrik und Romanen, wobei ich sicherlich auch mehr Songtexte schreiben würde, wenn es annähernd schön wäre, mir beim Singen zu lauschen.

Ansonsten mag ich schauspielern, Kuchen essen und Ironie.

Sport und große Menschenmengen dafür umso weniger, weshalb ich beides mit einer Notizbuch-Obsession, viel Musik und meiner Familie kompensiere. Und natürlich mit guten Gerüchen wie die nach frischem Brot, Lavendel, Orangen und Olivenöl.

Mira Elisabeth Bastrop

geboren 2009 in Leipzig, lebt mit ihren beiden Geschwistern, ihren Eltern, Katzen, Hühnern, Bienen und einem Hamster in einem kleinen Dorf bei Schwerin. Sie besucht die 6. Klasse der Freien Waldorfschule Schwerin. In ihrer Freizeit liest sie viel, schreibt und reitet. Ihr Lieblingsland ist Island. Mira ist Preisträgerin des THEO, Berlin-Brandenburgischer Preis für Junge Literatur, und nimmt an der virtuellen Schreibwerkstatt POEDU teil.

Anna Bauer

2001 in Wien geboren. Lebt im Burgenland und manchmal auch in Wien. Studiert dort Vergleichende Literaturwissenschaft und Lehramt. Erledigt Dinge erst immer kurz vor der jeweiligen Deadline. Hat deshalb meistens viel zu viel Stress und schon sieben weiße Haare (mindestens). Prokrastiniert gerne. Hasst Entscheidungen. Fotografiert. Liest viel, aber nicht genügend. Präferiert Kinder-, und Jugendliteratur. Zupft Unkraut zur Entspannung aus. Redet Mundart, manchmal zumindest. Zieht gerne Pflanzen aus Obst-, und Gemüsesamen heran. Besitzt deswegen mittlerweile rund zwanzig Zitronenbäumchen, viel zu viele Avocadobäume und einen Granatapfelbaum (Population stetig steigend). In ihrer Freundesgruppe ist sie Privatfotografin und Studienberaterin. Ansonsten verwirrt, durchaus tollpatschig und manchmal ein bisschen zu ängstlich. Spaziert gerne durch die Welt. Am liebsten mit Hund. Streichelt jede Katze, die ihr begegnet. Debattiert (eher erfolglos.) Schreibt (manchmal erfolgreich).

Sven Beck

geboren am 31.3.2002, in Frankfurt am Main, schrieb für die Frankfurter Rundschau, den Kurier und das Biber, trat auf bei Poetry Slams in Deutschland und Österreich und veröffentlichte einige Kurzgeschichten. Nach der Schulzeit ein Jahr in Wien gelebt und dann nach Berlin.

Ruta Dreyer

2002 in Hannover geboren, nach anderthalb Jahren Psychologiestudium endlich doch abgebrochen. Verschiedene Veröffentlichungen, Preise und Lesungen, zuletzt u.a. auf dem internationalen Literaturfestival Berlin und im Jahrbuch der Lyrik 2021. Meistens zufällig irgendwo anzutreffen und dankbar für radikale Ideen und Lautstärke. Unendlich viel Wut.

Rosa Engelhardt

(*2001) zeichnet das Innere von Schweinespulwürmern, lässt sich von Cephalopoden hypnotisieren und gräbt zwischen Nordbahnhof und Mauerpark Pflanzen aus. Biologische Taxa und botanische Bestimmungsbücher inspirieren zu Texten; Texte inspirieren dazu, Wissenschaft und Kunst etwas weniger zu verästeln.

Julian Sebastian Fröhling

Mein Name ist Julian Sebastian Fröhling, ich bin 17 Jahre alt und besuche ein Gymnasium in Freiburg. Nach diesen schlichten Angaben hört das Schreiben auf einfach zu sein: Wer einmal damit begonnen hat, über sich nachzudenken, ist bereits in einem Teufelskreis. Der merkt, dass es schwerer und schwerer fällt, etwas aus sich zu bergen und heil auf das Papier zu bringen, und dass eine gewisse Ordnung im Denken und Erinnern, wenn überhaupt möglich, immer nur kurzweilig, sekundenlang, sein kann.

Etwas Geschriebenes ähnelt einem Foto, es ist ein sichtbares, ein immer wieder lesbares, inneres Bild. Zwar kann man nicht alles fotografieren, aber jederzeit.

Beim Schreiben jedoch ist das anders: Das Schreiben, mein Schreiben zumindest, kommt in der Schreibzeit. In dieser Schreibzeit setze ich mich gerne in einen möglichst leeren, am besten dunklen, Raum. In so einem Raum schreibt es sich am besten, denn was er ist, kann ich beim Schreiben werden.

Helen Gierhake

(*2002) sehnte sich nach etwas mehr Ästhetik im Leben und fand sich in Heidelberg wieder, wo sie nun Anglistik und Germanistik studiert. Nebenbei zeichnet und malt sie stundenlang Menschen, die sie nicht persönlich kennt, oder Landschaften, die sie nie sehen wird. Oder sie schreibt und läuft ziellos im Wald herum. An manchen Abenden steht sie mit ihrer Theatergruppe auf den Brettern, die die Welt bedeuten. Zurzeit spielt sie das weiße Kaninchen, fühlt sich abseits der Bühne aber eher wie Alice: Mal zu klein, mal zu groß, aber immer von seltsamen Gestalten umgeben.

Katharina Heinrichs

(*2005) Ich bin eigentlich immer unsicher, nur nicht beim Schreiben, da leide ich an Gottkomplexen, die mich dann wieder unter Druck setzten. Mein Schatz ist mein Romanprojekt. Darin ist alles, was mich beschäftigt: Anxiety attacks, Queerness, Zukunfts(alb)träume, Bella Hadid in den Savage x Fenty Shows, ich werde IMMER einen Weg finden, die Figuren in meine Gespräche einzubringen. Ich versuche, Dinge zu tun, die mir etwas Angst machen, wie Halbfreunde zu Filmabenden einladen oder beim CSD den Stand meiner Gruppe zu betreuen.

Ich bin in Deutschland geboren, in Prag aufgewachsen, dann wieder zurück. Ich habe 7 Schreibwettbewerbe gewonnen, bin seit einem Jahr aber eigentlich nur noch am Romanprojekt (Ups, da ist es schon wieder).

Ich liebe RomComs, Notting Hill ist ein Meisterwerk. Guardians of the Galaxy ist aber auch echt nicht übel. Auf meinem Schreibtisch steht ein Baby-Groot-Wackelkopf.

Ach ja, Religion? Casey McQuiston. Und mein supporting lead character. Kleiner Scherz. Vielleicht.

Ada Charlotte Kilfitt

(geboren 1999) schreibt Prosa, Lyrik, szenische Texte und zurzeit viel Kinderliteratur. Aktuelle Bettlektüre: Harry Potter, der Räuber Hotzenplotz, die Brüder Löwenherz, Heidis Lehr- und Wanderjahre.

Sie studiert Musikjournalismus mit Schwerpunkt Klassik in Dortmund; Hauptfach: Klavier, Nebenfach: Gesang. Weitere Lieblingsbeschäftigungen sind Geige spielen und Fahrrad fahren.

2017 bekam sie den Jury- und Publikumspreis beim Postpoetry NRW (Nachwuchs). 2018 gewann sie den 1. Preis bei der British Council Poetry Competition, 2019 war sie Stipendiatin beim Literatur Labor Wolfenbüttel. 2020 bekam sie ein Stipendium der Jugend-Literatur-Werkstatt Graz und 2021 durfte sie sich über eine der Pulitzer Gänse freuen.

Lilli Nawar

Vorhang auf, Bühne frei, es wird Zeit für meine Selbstdarstellung. Darauf haben wir alle gewartet. Haha. In einer stürmischen Herbstnacht, im Jahre 2001, wurde ein Mädchen geboren. Sie hatte zwei Beinchen, zwei Ärmchen und zwei entzückende Grübchen, die sie Gott sei Dank immer noch hat.

Meistens recht heiter verbrachte ich meine Schulzeit in Köln und habe dann im letzten Jahr mein Abitur gemacht. Ich habe neben der Schule vieles ausprobiert und herausgefunden, dass mir das Erzählen von Geschichten wahnsinnig viel Freude bereitet. Ich beschäftige mich gerne mit Schreiben, Lesen, Sprechen, Diskutieren und vielem, was das kombiniert. Ich habe vor allem, jetzt nach Corona, riesige Lust zu leben und zu entdecken und möchte im kommenden Jahr gerne eine längere Reise machen. Kenia oder Tansania machen mich sehr neugierig, vielleicht wird das ja mein nächstes Abenteuer. Irgendwas mit Komfortzonen oder so. Jetzt ist aber genug geschwurbelt, Vorhang zu, Licht aus.

Anna Pilar von Pilchau

... ist an einem Maiabend 2001 um 19:32 Uhr in Berlin geboren und erstmal in Berlin geblieben. Studiert jetzt schon im dritten Jahr Jura und will immer noch damit weltverbessern. Schreibt vor allem Musik, aber ab und zu auch Gedichte und Geschichten und in letzter Zeit sehr häufig Essays über Rechtsfragen. Wenn gerade nicht als Studentin oder Künstlerin unterwegs, dann als politische Aktivistin. Herzensthemen vor allem Klimawandel und Bildungsgerechtigkeit.

Ist queer und schreibt darüber. Hundert Prozent Hundemensch, läuft gerne barfuß durch den Tiergarten, braucht eigentlich mindestens 28 Stunden in einem Tag und fühlt sich nicht wirklich erwachsen, mit zwanzig. Hat mehr als 200 Fotos vom Mond und auf keinem sieht er so aus wie in echt.

Aktuell in Dublin für den Schwerpunkt im internationalen Recht und in der Finalrunde vom Eine-Welt-Song-Wettbewerb.

Miriam Radlinger

2007 in Augsburg geboren. Liebt Bücher und Geschichten. Schreibt, seit ihr Erlebniserzählungen in der Grundschule zu blöd wurden. Macht und hört gerne Musik und interessiert sich ein bisschen für Astrophysik. Physik klingt ja auch fast wie Musik. Wünscht sich Klimaneutralität am besten jetzt sofort. Nebenbei besucht sie das Gymnasium. 2019 gewann sie einen Bücherscheck bei den Bundeswettbewerben und 2020 den Schreibwettbewerb ROSA des Brechtfestivals Augsburg.

Diana Röthlinger

Jahrgang 1999, studiert Geschichte und Philosophie in Bielefeld, schreibt gerne.

Anne Luise Rupp

Anne Luise Rupp, geboren 2000 in Berlin, aufgewachsen in Hamburg, studiert jetzt Vergleichende Literaturwissenschaften in Wien.

Sophie Schollek

(*2001) hat irgendwann angefangen zur Schule zu gehen und wird bald damit aufhören.

Wird studieren (?). Will schnell aus dem Dorf und in die Welt.

Mag: Kreuzworträtsel. Spinat. Gehäkelte Dinge. Kann nicht häkeln.

Liebt das Theater. Spricht jede freie Minute davon. Ist noch nicht dort eingezogen.

Ist manchmal tiefsinnig, manchmal albern. Trinkt literweise Tee. Fragt sich, wohin das alles führt.

Wird in naher Zukunft nicht aufhören zu schreiben (sorry).

Berfin Sönmez

geboren 2001 und aufgewachsen in Berlin. nie fortgegangen – wohin auch? studiert Drehbuch und Dramaturgie, spielt, schreibt und und und hält sich über Wasser.

Kathrin Thenhausen

2000 in München Sonne gesehen, durch den Bodensee nach Potsdam gewachsen. Ganzjährig mit Stilblüten und der Aneinanderreihung von Worten experimentierend.

Ein Zweig ihres Ichs floriert durch das Informatikstudium, ein anderer schaukelt auf dem Spielplatz und sammelt Bleistifte.

Würde gerne. Denkt oft in Konjunktiven und Geschichten. Mag das Präsens, sucht dort, wonach, weiß sie noch nicht.

Finn Tubbe

2002 in Hannover geboren, am Bodensee aufgewachsen. Momentan in Leipzig studierend. Ich mag Salzkaramellschokolade, Spezi und Jim Jarmusch.

Fanny Walger

Geboren 2004, aufgewachsen in einem kleinen Dorf in Hessen, hat 2021 Abitur gemacht. Studiert Psychologie in Marburg. Mag Gedichte nur in Times New Roman. Bekommt jedes Frühjahr eine neue Band-Obsession, alle zwei Jahre auch gegen September. Sammelt Notizbücher, CDs, Zitate, Katzenhaare, Hemden und Gitarrenplektren. Spielt auch Gitarre mit den Plektren. Findet, „Pu der Bär“ ist das beste Buch der Welt. Meint das nicht ironisch.

Anthologien

- 2020 An der Brücke zur Realität
- 2019 Als ob Haut kein Gedächtnis hätte
- 2018 stets der unangepasste fällt aus dem nest
- 2017 Es ist nicht ausgeschlossen, dass es besser wird.
- 2016 Binde der Welt die Schnürsenkel zu!
- 2015 jeden schatten wirfst du selbst
- 2014 Rostschutzmittel
- 2013 sätze über planken
- 2012 ich stell dir die schatten schärfer
- 2011 Hundert Herzschläge Freigepäck
- 2010 Jetzt hier. Und wieder.
- 2009 schräg gegens licht (erschieden bei Brandes und Apsel)
- 2008 während du wegsiehst (erschieden bei Brandes und Apsel)
- 2007 Der Horizont hängt schief
- 2006 Ganz nah gegenüber
- 2005 Als wäre jemand in der Nähe
- 2004 Hinter der Stirn
- 2003 Neben mir saß einer
- 2002 Morgens ziehen wir unseren Horizont zurecht
- 2001 Mein Tisch ist eine Insel
- 2000 Die Luft schmeckt hier nach Horizont
- 1999 Im Kopf da brennt es
- 1998 Als gäbe es noch Zeit

- 1997 Wolkenfischer
- 1996 Bis das Seil reißt
- 1995 Zwischen den Rädern
- 1994 Purpurflug
- 1993 Unter der Steinhaut
- 1992 Winklings
- 1991 Kopfüber
- 1990 Vollkommen normal
- 1989 Ruhig Blut
- 1988 Gnadenlos alles
- 1987 Anthologie ohne Titel
- 1986 Pampig

Die Anthologien sind im Buchhandel und/oder dem Online-Shop der Berliner Festspiele erhältlich.

Veranstalter

Berliner Festspiele

Ein Geschäftsbereich der Kulturveranstaltungen des Bundes in Berlin (KBB) GmbH
Gefördert durch die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien

Designierter Intendant: Matthias Pees

Kaufmännische Geschäftsführung: Charlotte Sieben

Geschäftsführung: Mariette Rissenbeek

Stellvertretende Intendantin & Leitung Kommunikation: Claudia Nola

Leitung Bundeswettbewerbe: Susanne Chrudina

Jury

Shida Bazayr, Wiesbaden

Rabea Edel, Berlin

Kirsten Fuchs, Berlin

Sulaiman Masomi, Köln

Rudi Nuss, Berlin

Rike Scheffler, Berlin

Daniela Seel, Berlin

Olivia Wenzel, Berlin

Kuratorium

Vorsitz: Annette Steenken

Bundesministerium für Bildung und Forschung, Berlin

Referentin: Anja Spiller

Bundesministerium für Bildung und Forschung, Berlin

Michael Au

Ministerium für Wissenschaft, Weiterbildung und Kultur des Landes Rheinland-Pfalz, Mainz

Björn Jäger

Hessisches Literaturforum im Mousonturm e.V., Frankfurt am Main

Marie-Louise Lichtenberg

Arbeitskreis für Jugendliteratur e.V., München

Hannah Rau

Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur des Landes Schleswig-Holstein, Kiel

Claudia Schönherr-Heinrich

Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie, Berlin

Uwe Schulz

Ministerium für Kinder, Familie, Flüchtlinge und Integration
des Landes Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf

GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung



9 783981 778069